

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 50.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 8. December 1889. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

„Gold zieht Blei  
an.“

Aus der Zeit vor fünf-  
undzwanzig Jahren.

Von

Gerhard von Arnimtor.

(Zähl.)

**E**in Lieutenant  
von Ditzfurth,  
dem ich in  
der Nacht  
mein Aben-  
teuer mit der Zigeunerin  
erzählt hatte und der jetzt  
die Spitze führte, drängte  
sich dicht an mein Pferd  
und flüsterte:

„Herr Hauptmann,  
möchten Sie mir nicht  
Ihre Uhr leihen?“

„Warum?“

Er lächelte verlegen.  
Dann sagte er stöhnend:  
„Wegen der Prophezeiung  
... Sie wissen ja ...  
Gold zieht Blei an.“

„Und da soll ich  
Ihnen einen solchen Mag-  
neten aufhalsen?“ versetzte  
ich wärm. „Nein, mein  
lieber Ditzfurth; ich könnte  
die Uhr ja meinem Train-  
Soldaten zur Bewahrung  
geben, der ist mit meinem  
zweiten Pferde hinten beim  
Bataillon ... aber, zum  
Teufel! wir Beide sind doch  
nicht abergläubisch ...“

„Nein, das sind wir  
nicht,“ fiel er überzeugt ein.  
„Na, also!“

Ich beugte mich vom  
Sattel und drückte ihm  
die Hand.

Er eilte wieder zu  
den beiden vordersten  
Leuten.

Hinter mir schallte  
der Hufschlag eines Pfer-  
des. Ich wandte mich um  
und erkannte den Adju-  
tanten.

„Was bringen Sie,  
lieber Schilgen?“

„Der Herr Major  
läßt bitten, daß Sie vom  
Pferde steigen möchten ...“

„Ich verstehe,“ ent-  
gegnete ich kopfnidend;  
„melden Sie dem Herrn  
Major, daß ich absteigen  
werde, sobald die ersten  
Schüsse fallen. Sonst  
noch etwas?“

„Der Herr General  
von Goeben läßt Ihnen  
sagen, Sie möchten ver-  
hindern, daß etwa Land-  
leute in der Richtung  
nach den Schanzen ent-  
eilen. Wer nicht gut-  
willig steht, ist nöthigen-  
falls niederzuschießen.“

Wiederum nickte ich.



Der Adjutant sprengte zurück.

Fahles Licht verkündete den anbrechenden Morgen. Seine Flöcken stöberten in der Luft und begrenzen das Schfeld. Aus einem verödeten Gehöfte zur Seite des Weges schlich ein Bauer und drückte sich vorsichtig am Zaune entlang, um sich ostwärts davonzumachen.

„Halt!“ rief ich und holte ihn galoppierend ein.

Er stand zitternd still und schaute ängstlich zu mir hinauf.

„Wohin wollen Sie?“

„Ach, mein gnädigster Herr, bitte, lassen Sie mich gehen!“ flehte er. „Mein Weib und meine Kinder sind in Sonderburg... ich habe ausgehalten, so lange wie möglich... aber jetzt, wo es auch hier losgeht, möchte ich gern zu den Meinen...“

„Das könnt Ihr später thun,“ unterbrach ich ihn; „in diesem Augenblicke dürft Ihr nicht nach den Schanzen hinüber; wollt Ihr Euch in Sicherheit bringen, so geht dort hinaus.“ — ich deutete rückwärts, — „die Preußen werden Euch kein Leidens zufügen.“

Der dürrig gekleidete, schon ältliche Mann wurde immer kleiner und kleiner; er schien in den Schnee sinken zu wollen. Da fielen links von mir Schüsse; ich achtete einen Moment lang nicht auf ihn und schaute seitwärts; als ich wieder nach ihm hinblickte, lag er schon in langen Sprüngen querfeldein, den Schanzen zu. Ich riß den Revolver aus der Satteltasche und sagte dem Flüchtlinge nach. Im Nu hatte ich ihn eingeholt und schon hob ich die Schußwaffe, — ich hätte ihn nicht gefehlt, — als ich mich anders besann. Berathen konnte er uns nicht mehr; die ersten Schüsse hatten uns schon gemeldet, so mochte er laufen und den Seinen erzählen, daß die bösen Preußen doch keine Menschenfresser wären. „Lauf!“ rief ich ihm lachend nach, „und bestelle drüben unsere Grüße!“ Ich steckte den Revolver ein und wandte mein Pferd nach der Strafe zurück.

Ein zischender Ton berührte mein Ohr; eins der schweren, klobigen dänischen Bleigeschosse war dicht an meinem Kopfe vorbeigesauert. Dem Befehle gemäß stieg ich ab und schickte mein Pferd zurück. Die dicke Schneelust erschwerte das Zielen; wir hielten uns nicht mit vielem Feuern auf, sondern drangen frisch und gleichmäßig vor. Zwei Züge hatte ich rechts und links aus-schwärmen lassen, die, von Knick zu Knick vorwärts-stürmend, stetig Terrain gewannen. Ein neben mir befindlicher Schütze fing kläglich zu wimmern an.

„Mein Arm! o, mein Arm!“

„Infamem Schlingel, willst Du den Mund halten!“ drohte ich barsch, und als er verstummte, fragte ich leise: „Wo sieht es denn?“

Er wies auf seinen Ellbogen; der sogenannte „Musikantenknochen“ war ihm getroffen worden. Es mochte ein Höllenschmerz sein.

„Geh' zurück und laß Dich verbinden!“

Er gehorchte stumm.

Und weiter drangen wir vor.

„Hurra... a... ah! Hurra... a... ah!“ tönte es zu beiden Seiten des Weges, wo meine Schützen wieder einen neuen Knick in schnellem Anlaufe genommen hatten. Piff, poff! Klack, klack! knatterte es hinterdrein; dem geworbenen Feinde wurden wohlgezielte Schüsse nachgeschendet.

Ein heulender Hagel segte über die Strafe, auf der ich mich befand; das schwere Geschütz der Schanze Jenu sandte uns seinen ersten Kartätschen-Gruf. Sollte ich die immer ungemüthlicher werdende Strafe verlassen und rechts oder links hinter einem der querlaufenden Knicks Deckung suchen? Nein! dann hätte ich den Ueberblich verloren und die Leitung des Ganzen aus der Hand gegeben. Ich blieb auf der Strafe und rief ein lautes, langgezogenes „Vorwärts!“

Und vorwärts drangen wieder meine braven westfälischen Jungen! —

Da fühlte ich einen Schlag, der meine ganze linke Seite erschütterte. Ich stutzte. Was war mit mir? War ich etwa verwundet? Nein, das schien mir sehr unwahrscheinlich; ich empfand ja nirgends Schmerzen. Also weiter! Ich stapfte mehrere Schritte vorwärts in dem hochliegenden Schnee; das Pischen, Pfeifen, Säusen der bleiernen Bohnen wurde immer heftiger... merkwürdig! eine eigenthümliche Müdigkeit schien meine Beine zu befallen; sie wollten mir gar nicht mehr recht gehorchen. Einen Augenblick verschmauste ich und bestatete während der Pause meinen Körper. Nirgends ein Schmerz; aber am linken Beine rieselte mir eine feuchte Wärme herab... es war ein fast wohlthuendes Gefühl. Doch nein! Wohlthuend war es eigentlich nicht; dazu wandelte mich eine zu große Schwäche an. Ich setzte mich einen Augenblick mitten im Wege nieder und versuchte, recht laut „Vorwärts!“ zu rufen; aber das Kommando kam nur kraftlos und gepreßt aus der Kehle. War ich denn verhext? Was in aller Welt war denn mit mir geschehen? —

„Sind Sie verwundet, Herr Hauptmann?“ fragte mich der Sergeant Schäfer, der sich theilnehmend zu mir niederbeugte.

„Ich glaube, ja... aber ich weiß es nicht,“ stammelte ich leuchtend. „Barmherziger Gott, wenn ich es nicht wäre! Es wäre ja ein Scandal, daß ich hier sitze und nicht weiter kann...“

„Da ist ja das Kugelloch!“ rief der Sergeant und deutete auf meinen Paletot, der mitten auf dem Herzen zerrissen war, sodaß Watte und Federn aus der Oeffnung hervorquollen. Dabei sah er mich ganz verblüfft an, denn wenn ich durch's Herz geschossen war, hätte ich doch nothwendig eine Leiche sein müssen.

„Dummes Zeug!“ erwiderte ich, „dies Loch habe ich mir irgend wo am Gestränge der Knicks gerissen. Hier, hier muß etwas nicht in Ordnung sein,“ — ich wies auf mein linkes Bein — „hier wird mir die Haut ganz warm und feucht. Aber es wird wohl nicht viel bedeuten. Vorwärts! helfen Sie mir auf! Jetzt muß es wieder gehen!“

Ich erhob mich mit seiner Hülfe, brach aber sofort wieder zusammen.

Inzwischen war mein Bataillon herangerückt, und der mit demselben reitende Divisions-Kommandeur, der mich liegen sah, fragte mich: „Sind Sie verwundet alter Freund?“

„Ich glaube, ja, Excellenz.“

„Wo denn?“

„Der Herr Hauptmann ist in's Herz geschossen,“ meldete statt meiner der Sergeant.

„In's Herz?“ wiederholte zweifelnd der General.

„In's linke Bein,“ berichtete ich, denn ich hatte inzwischen den unennbaren Theil meiner Kleidung aufgelüpfelt und zog eben die blutbefleckte Hand aus der linken Hälfte derselben hervor.

„Ich schicke Ihnen den Regimentsarzt; gute Besserung, mein braver Hauptmann!“ rief der General und ritt davon.

Hinter einem Knick gegen den Kartätschhagel gedeckt, der immer wieder die Strafe entlang segte, lag ich bald auf einer wollenen Decke, die mir ein westfälischer Herr, der uns mit Liebesgaben gefolgt war, gutmüthig geschenkt hatte. Mein alter Regimentsarzt entkleidete mich. Als er die Wunde dicht unter dem Herzen sah, machte er unwillkürlich ein erschrockenes Gesicht.

„Bin ich geliefert?“ fragte ich gespannt.

„Nun... nun...“ gab er, sich gewaltsam fassend, zurück, „auch so etwas kann geheilt werden... es ist immerhin ein böser Schuß... Hurrah!“ unterbrach er sich jubelnd, „da ist sie ja herausgegangen!“ — er hatte den Kugelaustritt hinten über dem Hüftknochen gefunden — „nun sieht die Sache ganz anders aus! ich gratulire Ihnen, Kapitän! Jetzt kann ich es ja gestehen: siehe die Kugel noch in Ihrem Leibe, ich hätte keinen Heller für Ihr Leben gegeben... aber so! das wird ganz prächtig heilen!“

„So hat mein guter Sergeant gar nicht so unrecht gehabt,“ scherzte ich erleichtert, „als er meldete, ich wäre durch's Herz geschossen; es ist wenigstens dicht genug daran vorbeigegangen. Aber, zum Teufel! wie wird mir denn? Geben Sie mir einen Schnaps, Doctor!“

Er kam meiner Bitte nach und der Ohnmacht zuvor, die mich nach dem Akte des ersten Verbandes anwandeln wollte.

„Danke!“ sagte ich, mir den Bart wischend, „das hat prächtig geschmeckt! Und nun eine Cigarre!“

Mein Trainsoldat gab mir eine solche aus meiner Tasche. Ich wurde auf eine Bahre gelegt und diese Bahre in einen geschlossenen Wagen hineingeschoben, der Raum für zwei Verwundete enthielt. Das Stockwerk über mir nahm einer meiner braven Leute ein, der einen Gewehrknopf in den Kopf erhalten hatte und den ich fünfzehn Jahre später als Gastwirth in einer westfälischen Stadt wieder sah... —

Und wieder dreht sich das Kaleidoskop der Erinnerungen vor meinem geistigen Auge. Ich sehe mich im Johanniter-Lazareth zu Hensburg, wohin mich ein barmherziger Ordensritter noch vor Eintritt des Bundepestes geschafft hat, denn auf der Schütte Stroh, auf die man mich in einer dumpfen Bauernstube in Satrup gelegt hatte, wäre meine Wiederherstellung vielleicht zweifelhaft geworden. Ein Duzend Offiziere wird noch mit mir in demselben Saale gepflegt, Preußen, Oesterreicher, Dänen, bunt durch einander. Wir halten die beste Kameradschaft; es herrscht eine muntere Stimmung unter uns, wenn sich nicht gerade der Zustand des Einen oder Anderen derart verschlimmert, daß die Aerzte für sein Leben zu fürchten beginnen; dann wird er hinausgetragen nach einem anderen Saale, damit er mehr Ruhe finde und wir Uebrigen nicht allzu sehr bedrückt werden.

„Schwester Jenny“ hat den besonderen Dienst in unserem Saale; sie ist das blühende, jugendliche Töchterlein des Ober-Hof- und Haus-Marschalls weiland Königs Friedrich Wilhelm IV., des Grafen von Keller, und macht ihr erstes „Debut“ als Pflegerin verwundeter, härterer Krieger. Wir erleichtern ihr, so viel wir nur können, ihr schweres Amt; aber jedesmal, wenn sie früh

zu uns hereintritt, um uns eine kurze Morgenandacht zu lesen, der auch die katholischen österreichischen Herren andächtig zuhören, lämpft sie noch mit einer gewissen Besangenheit und erröthet bis an ihr blondes Stirnhaar.

Eines Tages erscheint der alte Wangel und geht von Bett zu Bett, um Jeden von uns zu begrüßen und zu bezugwünschen; er ist immer noch derselbe, wechselt „Mir“ und „Mich“, sucht einige Späßchen zu machen, und bittet schließlich die Schwester Jenny, daß sie ihn, wenn auch er verwundet werden sollte, hier aufnehmen und ebenso liebevoll pflegen möchte.

Wenige Tage später sitzt der Kronprinz an meinem Bette. Er ahnt noch nicht das große Martyrium, das er später so heldenhaft durchmachen sollte; er strahlt in Frische und männlicher Schönheit und erobert durch die Liebenswürdigkeit seines Herzens alle anderen Herzen wie im Fluge. Nachdem er sich huldvoll nach meinem Befinden erkundigt hat, fragte er:

„Wie war es doch mit dem Medaillon bei Ihrer Verwundung? Es werden ja Wunderdinge berichtet; erzählen Sie mir doch, wie es zugeht!“

„Es war wunderbar genug, Königliche Hoheit,“ hob ich an. „Die Kugel setzte gerade auf den Bügel meiner Uhr auf, die ich auf dem Herzen trug; sie wurde dadurch abgelenkt, erlitt eine zweite Ablenkung durch das Medaillon an der Uhr, das sie völlig eindrückte, und drang nun erst einen Finger breit unter meinem Herzen ein.“

„Und wo ist sie ausgetreten?“

„Hinten über dem Hüftknochen. Sie ist nur durch die Bauchdecke gegangen — ein sogenannter Haarfeilschuß.“

„Merkwürdig! Sie können wirklich von Glück sagen. Zeigen Sie mir doch mal die Uhr her! Das ist sie doch?“ Er deutete auf das Tischchen neben meinem Bette.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“ Ich gab ihm die Uhr mit Kette und Gehängen.

Er betrachtete aufmerksam den zerbrochenen Bügel — das Werk war stehen geblieben — das völlig zerdrückte Medaillon, in dem aber das Bild meiner Braut ganz geblieben war, und sagte:

„Diese Uhr müssen Sie repariren lassen und mit dem Medaillon hinfort immer tragen. Ihre Braut, oder richtiger das Bild derselben, hat Ihnen das Leben gerettet... soll ich ihr nach Haus telegraphiren, daß ich Sie gesehen habe und daß es Ihnen gut geht?“

„Königliche Hoheit sind sehr gnädig; ich nehme es dankbar an.“

„Abgemacht!“ Er bot mir die Hand. „Aber sagen Sie doch,“ fuhr er nach einer Weile fort, „was ist das für eine Geschichte von der Zigeunerin, die Ihnen in Betreff der Uhr etwas prophezeit haben soll? Die Zeitungs-Reporter haben sich dieses Stoffes schon bemächtigt.“

Ich lächelte. „Königliche Hoheit“, versetzte ich, „es war weniger eine Prophezeiung, als vielmehr der Versuch, mir das blanke Medaillon abzubetteln. Ich trotz das Mädchen in der Nähe von Glücksburg. Sie prophezeite mir nur im Allgemeinen Glück in der Liebe, und um mich zu bewegen, daß ich ihr das Medaillon, das sie lüftern betrachtete, schenken möchte, suchte sie mir mit der Warnung Angst zu machen, daß Gold Blei anzöge.“

„Daß Gold Blei anzöge?“ wiederholte nachdenklich der Kronprinz. „Das ist in der That ein merkwürdiger Zufall; das Mädchen hat gewissermaßen Recht gehabt, freilich in anderem Sinne, als sie gemeint hat. Hätten Sie das Medaillon nicht getragen, so wären Sie heut ein todtter Mann; gerade dadurch, daß sie es trugen, und daß das Gold desselben die bleierne Bohne anzog, sind Sie gerettet worden. Trennen Sie sich nie von dieser Uhr und diesem Medaillon!“

Wieder drückte er mir die Hand, und nach allen Seiten huldreich grüßend, verließ er das Krankenzimmer... —

Ein anderes Bild!

Der Bahnhof in Hamburg. Es ist Abend. Laternen und Pechpfannen brennen. Auf dem Plage vor dem Stationsgebäude paradiert das Hamburger Bürgermilitär. Der König hat auf dem Trümmerfelde von Düppel die Sturmcolonnen vor sich vorbeimarschiren lassen und weilt jetzt drinnen im Wartezimmer des Bahnhofes, um bald die Rückreise nach Berlin fortzusetzen.

Ein General-Adjutant ist vor das Haus getreten und ruft meinen Namen.

„Excellenz!“ erwidere ich und humple auf meinen Krücken an den Freiherrn von Manteuffel heran. (Ich hatte mich mit mehreren anderen Verwundeten schon bei Sr. Majestät gemeldet.)

„Der König will Sie noch einmal sprechen.“

„Zu Befehl.“

Bald stand ich wieder vor dem Monarchen.

„Ich bin vorhin nicht dazu gekommen,“ hob dieser freundlich an, „Sie nach der Art Ihrer Verwundung

zu fragen. Was man sich darüber erzählt, klingt ja wie ein Märchen.

„In der That, Majestät, die Art meiner Verwundung und das, was ihr vorherging, war merkwürdig genug.“ Und nun erzählte ich den ganzen Hergang.

„Zeigen Sie mir die Uhr,“ befahl der König. Ich knöpfte meinen Waffenrock auf, wobei ich die rechte Krücke in die linke Hand nehmen mußte, und reichte Uhr und Kette dem hohen Herrn.

„Die geht ja noch nicht.“ „Nein, Majestät; ich will sie erst in der Heimath repariren lassen.“

Der König nickte. „Halten Sie diese Uhr in Ehren! Uebrigens soll das Gold derselben nicht nur dänisches Blei, sondern auch preussisches Silber angezogen haben; ich verleihe Ihnen den rothen Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern.“

Ich küßte die königliche Hand und fühlte meine Augen feucht werden.

Der Monarch klopfte mir die Schulter und sagte huldvoll: „Mein tapferer Hauptmann, tragen Sie Orden und Uhr noch recht lange und in bester Gesundheit! Haben Sie schon zur Nacht gespeist?“

„Nein, Majestät.“ „Dann legen Sie Ihre Krücken fort und essen Sie mit mir.“

Eine höhere Ehre und Freude hätte mir die Güte des Unvergesslichen nicht bereiten können.

Die „märchenhafte“ Verwundung hatte einen nicht minder märchenhaften Vorgang zur Folge. Der einfache Linien-Hauptmann saß zwischen seinem Könige und dem General von Manteuffel, und ihm gegenüber saß Bismarck, der damals von der Opposition noch als „gedankenarmer und ultrareactionärer Junker“ verschrieene Staatsmann. Wir aßen zu Vieren. Es war ein eifertiges, diplomatisch-schweigames Abendessen; aber die Stangenspargel, die es unter Anderem gab, waren daumenstark und von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Ehe der König aufstand, nickte er mir, sein Champagner-Spitzglas erhebend, gnädig zu und trank es dann aus. Ich erhob mich und that stehend Bescheid.

Ein höherer Bahnbeamter meldete, daß der Extrazug bereit stehe. Noch ein huldvolles Kopfnicken, und die Majestät mit ihrem Gefolge war meinen Blicken entschwunden.

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen, aber die alte Uhr, die mir inzwischen manche Leidens- und manche Freudestunde gezeigt hat, erinnert mich immer wieder an jenen Morgen, da Gold Blei anzog, und an jenen noch viel herrlicheren Abend, da es ein silbernes Kreuzlein anzog und mit diesem Kreuzlein die Huld und Gnade eines großen, unvergesslichen und einzigen Monarchen . . .

Nachdruck verboten.

### „Um ein Stück Brod!“

Ein Lebensbild von D. von Oberkamp.

**N**acht und Schweigen in weiter Runde — droben über dem Scheitel des Karwendel-Gebirges schwebt der Vollmond, die bleiche Sonne der Nacht, und sein Licht fluthet in blaffen Wellen dort über das Dorf, hier über das Hüttlein, das sich einsam und verloren lehnt an das nackte Gestein.

Zu das lautlose Riefeln der Mondwellen hinein aber tönt jetzt aus der einsamen Hütte ein Schrei, jener Schrei, der uns sagt, daß ein neues Leben zum Dasein erwacht ist.

Und die Natur erwacht einen Augenblick aus ihrem Schlummer, die Tannen, die aufstreiben an der Klippenwand, flüstern und schütteln die Ähren, als wollten sie ihre Verwunderung darüber kund geben, daß so ein Menschenkindlein die Welt mit einem Wehern betritt, gerade als wüßte es, daß seiner Schmerz und Entsagung harre auf Erden. Was aber die Tannen sich nur leise lispelnd zuzuräumen wagen, das trägt das Echo laut hinaus in die mitternächtliche Gebirgswelt, und fast schaurig hört sich's an, wie der Schrei des neugeborenen Kindes klagend weiter und weiter rollt, als redeten die Steine, und als riefen die harten Felsen ihr Wehe darüber, daß ein Menschenkind zur — Welt geboren.

Menschenkind und Menschenweh, du kannst sie Beide erschauen auf der Schütte von Stroh in der armen Hütte drinnen!

Dem Kohlenbrenner Bastel ist sein Erster geboren worden. Er steht vor dem Lager der Mutter, — fährt sich mit der Hand über das Gesicht und weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll zu dieser Thatfache. Nach drei Tagen erhebt sich die Mutter vom Pfähle — der Kampf beginnt von Neuem für sie, der Kampf um ein Stück Brod. — Das Kindlein bleibt in der Wiege liegen und schreit. Aber sein Schreien hilft zu nichts. Es hat kein Anrecht, von weichen Mutterarmen gehalten und gewiegt zu werden. Man trägt solche arme Kinder überhaupt nur zweimal im Leben, einmal wenn sie zur Taufe, und das zweite Mal, wenn sie zum Friedhof getragen werden . . .

Des Kohlenbrenner Bastel's Erstgeborener ließ es beim zur Tauftragen bewenden, — er war gesund und verstaute sich darauf, es mit dem Leben zu versuchen.

Als er ein Vierteljahr alt war, nahm man ihn von der Schütte Stroh und setzte ihn auf die nackte Diele. Und damit er sich nicht unzeitig beklage über die Mißstände der Erde, schob man ihm einen großen Lutscher in's rundliche Mäuschen. Das war Hansel's, — man hatte den Bubens auf den Namen Johannes getauft, — Einführung in die Welt.

Diese Welt aber bestand für ihn noch vor der Hand in zwei meckenden Ziegen und in ein paar Hühnern, mit denen die Kohlenbrennerleute ihre kleine Hütte theilten.

Was der Hansel sich zu dieser Behandlung dachte und ob er überhaupt etwas dachte in diesem Stadium seines Daseins, darüber können wir etwas Gewisses nicht sagen.

Fast stand nur, daß der Knabe nicht gerade sehr hoch begabt erschien, denn der dumme kleine Kerl lachte und jauchzte jedesmal, so oft ihm der Storch ein Brüdchen oder ein Schwesterlein brachte.

Auf diese Weise fand der Hansel Gelegenheit, in fünf Jahren fünfmal zu lachen und zu jauchzen. Und er behütete seine Freude über die fünf Geschwisterlein auch in der That und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nach seinem vierten Jahre zum Wärter der kleinen Gesellschaft auserkoren wurde.

Armer, dummer Hansel, — pudig genug war's, wenn er in schwierigen Fällen, wo seine eigene Autorität nicht mehr auslangte, zu der seiner Mutter seine Zuflucht nahm mit den Worten: „Mutter, die Kinder sind unartig!“

Dann aber kam eine Zeit, da jauchzte der Hansel nicht mehr, und das war die Zeit, allwo der arme Kohlenbrenner zur Einsicht gekommen, daß er das Seinige gethan auf Erden, sich hinlegte und starb.

Welch ein Tag, als der Ernährer der Familie starr auf der Schütte von Stroh und die sechs Waislein in der Runde mit fragenden Augen dem großen Räthsel des Todes gegenüberstanden! —

„Vater! Vater, wehr' Dich, sie tragen Dich fort!“ schrie der kleine Hansel, als die vier schwarzen Männer kamen, um die Leiche in den Sarg zu legen.

Aber der stille Mann auf dem Pfähle wehrte sich nicht mehr, und die Seinigen konnten ungehindert die Hinterlassenschaft antreten, die der Arme dem Arnen hinterläßt: die Noth und den Jammer. Der Jammer aber war groß, und der kleine Hansel hatte sein Theil an dem großen Elend zu tragen, vom Wärter seiner Geschwister war er als Mann und als Kelterer zum Familien-Oberhaupt vorgeführt. „Sorge für die Kinder!“ sagte die Mutter von jetzt ab jeden Tag zu ihrem Erstgeborenen, wenn sie auf Arbeit in die Dörfer der Nachbarschaft hing.

Und der Erstgeborene sorgte und sorgte. Wer den kleinen Mann hätte sehen können mit seinen großen Sorgen! Da half er einem Brüdchen in die Kleider, da wusch er einem Schwesterchen am Brunnen das beschmierte Göschen, da hob er einen Dritten auf, der über die eigenen Beine gestolpert war, da putzte er einem Vierten das Näschchen, und dann wieder, wo er ging und stand, trug er das Jünste und Jüngste auf den dünnen, schwächlichen Kernlein.

Armer kleiner Familienvater! Seine rechte Schulter zog sich von dem häßlichen Kindererschleppen höher und höher, sein Kindergesicht wurde von dem ewigen Sorgen und Denken frühzeitig weiß und greisenhaft, und seine Augen, die so sehnsüchtig dem Fluge des Bogels und dem Laufe des schlanken Rehens folgten, nahmen jenen entsagungsvollen, schwermüthigen Ausdruck an, wie man ihn bei den Glüd-Enterbten dieser Erde findet.

Glüd, das ungebundene Glüd der Kindheit, — wo blieb es für den kleinen Glüdverlassenen, der nie Kind gewesen?

Als er den Sommer nach des Vaters Tode in die Schule des eine Stunde Weges entfernten Dorfes mußte, da hörte er wohl von einem Paradiese reden und von der großen Himmelsleiter, die Jakob im Traume erschaut. Und er wunderte sich nur, daß die Menschen so dumm waren, daß sie sich keine solche Leiter bauten, denn nach Hansel's kindlichen Begriffen ging es allen Menschen so schlecht, wie ihnen zu Hause, und nach Hansel's Anschauung mußte eine Himmelsleiter gar kein Ding der Unmöglichkeit sein, denn mit der blauen Himmelsdede, die er über sich sah, konnte es doch kein anderes Bewenden haben, als mit einer Zimmerdede, an die man endlich einmal aufstoßen mußte.

Die letzte Ansicht Hansels über den Himmel und die Himmelsleiter sollte auf Erden niemals berichtigt werden; mit der Anschauung aber, daß es allen Leuten ähnlich erginge, wie ihnen daheim in der Köhlerhütte, sollte er an dem Tage in's Reine kommen, als er zuerst bei einem Botengange für seine Mutter in des Bürgermeisters Stube trat.

Herrgott, was war das für eine Stube, und mußten die Leute glücklich sein, die alhier ein- und ausgehen durften! Eichene Bänke liefen an den Wänden hin, und bunte Bilder leuchteten von der blauen Tapete, und kupferne Geschirre glänzten vom Herde, und in der Mitte stand gar ein Tisch, auf dem eine Schüssel prunkte, aus der die schmalzgebadenen Rüdeln dufteten.

So mußte es nach Hansel's Begriffen im Paradiese ausgesehen haben . . .

Armes, dummes Hansel! Er lachte laut auf vor Vergnügen, als die Bürgermeisterin ihm nach seiner Bestellung einen großen Ranten Brod in's Wämmlein steckte und dabei sagte: „Bist ein braver Bub' und sollst ein Stück Brod bei mir finden, so oft Du Dich bei mir bliden läßt!“

Ob er sich bliden lassen würde? Mein Gott, so dumm ist Keiner, daß er eine Einladung in's Paradies ausschläge. Und Hansel hatte auf dem Heimweg, sein Ende Brod fest an die Brust gedrückt, so ein Gefühl, als wären sie jetzt ein für allemal versorgt, als hätte die große Noth ein Ende und als sollte von jetzt ab sein kleines Leben ein einziger großer Feiertag sein.

Kam der große Feiertag? Ja, er kam, aber anders, als es der Hansel es sich gedacht. Wieder war ein außerordentlich strenger und harter Winter über die Lande gezogen. Das Brod ward knapp und das Geld ward rar unter den Leuten, und vergebens rannte die Witwe des Kohlenbrenners von Dorf zu Dorf nach Arbeit, während der Hansel zu Hause eingeschnitten bei den weinenden Geschwisterlein saß.

Su, wie das schaurig war in der todten Gebirgseinde! Da, wie ein wildes Thier bei Tag und bei Nacht schlich sich der Sturm um die Hütte, und der Rauch fuhr durch den Schlot wie ein graues Gespens, und das Feuer im Ofen erlosch, so oft man es entzündete.

An einem eifigen Wintertage war's, und neben die Ziege hatte sich die verhungerte, verlorene Kindereschar gelagert. Der Hansel allein hatte sich in der Kinderbrust den Mannes-muth bewahrt, und während die anderen mit den Zähnelein klapperten, wärmte er den Geschwisterlein die übrig gebliebenen Erdäpfel von gestern unterm zerfetzten Wämmlein, und dabei, wie ein silbernes Glüdlein, ertönte seine helle Kinderstimme durch den Sturm und das Todesgrauen, und lächelnd erzählte er den Kleinen vom Paradiese, wo die braven Kinder hinkommen und

von der großen Himmelsleiter, auf der man bis zum lieben Gott gelangen könne und die er für sie bauen wolle, wenn er erst groß geworden.

Wie der Hansel aber eben dabei war, seine großen Zukunftspläne zu entwickeln, da wurde von außen die Thüre aufgestoßen, und die Kohlenbrennerin trat in die Stube.

Die Frau sah verstört aus und krank. Sie trat einige Schritte vor und rang die Hände. Keine Aussicht auf Arbeit, kein Geld, keine Nahrung, grauenvolles Nichts, wohin ihr Auge starrte. Es war zuviel für ihre Kraft. Die Unglückliche brach in die Kniee, und „Brod! Brod! Brod!“ gleich einem Schrei des Wahnsinns gelte es von ihren Lippen durch die Hütte, hinein und hinaus in die todte Einsamkeit der Schneewüste.

Brod!? Der kleine Hansel war der Einzige, der das große fürchterliche Weh ersah, das aus dem Verzweiflungsgrufe der Mutter klang.

Und einen Augenblick auch, übermann von der Noth, schien er in das laute Geheul seiner kleineren Geschwister mit einstimmen zu wollen; dann aber zog es auf einmal wie seltsame Verklärung über sein vergrämtes Kindergesichtchen. Hatte die Bürgermeisterin denn nicht zu ihm gesagt: „So oft Du Dich bei mir bliden läßt, Hansel, sollst Du ein Stück Brod finden!“ Beinahe hätte der kleine Mann bei der Erinnerung wieder aufgelacht vor Vergnügen, aber er legte den Finger auf die Lippen, und heimlich, hinter dem Rücken der Mutter, die noch immer auf der Diele lag, schlich er sich hinaus. Draußen im Holzverschlag, da standen des Vaters Schuhe, die stopfte der Hansel zur Hälfte mit Sägemehl voll, und als er die Schuhe erst an den Füßen hatte, da stappelte er so gut und so schlecht es eben ging, durch den Schnee, immer weiter und weiter, ruhelos und rastlos dem Dorfe zu.

Ei, was die Bürgermeisterin für ein erstauntes Gesicht machte, als das Büberl' plötzlich in der Dämmerung vor sie hintrat, um sie mit erhobenen Händchen um ein Stück Brod anzugehen.

„Jesus Maria!“ schrie die Frau auf, indem sie an den Tischlaken eilte und dem Hansel ein halbes Brod unter den Arm steckte. „Bei euch ist die Noth wohl groß, daß Du kommst, — bei solchem Wetter?“

Der Hansel nickte, sprechen konnte er nicht. „Behüt's Gott, Büberl'!“ klang's hinter ihm her, aber das enteilende Kind hörte es nicht mehr. Immer dunkler sank die Nacht herein, immer heftiger heulte der Sturm, und immer dichter wirbelten die Schneeflocken durch die Luft. Und da durch den Sturm und durch das Dunkel tönte plötzlich ein leises, wehes Weinen. Das schien über die Schneefläche hinzuzirren, bald da, bald dort, als wär's das Weinen einer armen Seele. Das wehe Wimmern aber entrang sich der Brust des in der Schneewüste verirren Hansel. Armer, kleiner Hansel! Da stand er mit seinem großen Stück Brod und seinem unermesslichen Jammer verloren und verlassen in der reglosen Einöde des Gebirges. Verschneit und verweht Weg und Steg, und kein Lebendes in der Runde, als die Raben, die manchmal krächzend, schwarzen Punkten gleich, über das weiße Schneeleichen-tuch hinirrten, flatterten.

„Mutter! Mutter!“ Wehklagend rief's das Büberl' hinaus und dann ließ's und ließ's wieder weiter in Todesangst, denn einmal mußte ja doch ein Ende kommen.

Und das Ende kam. Das Ende vom Sorgen und Mühen. Des Kindes Kräfte waren erschöpft; es brach in die Kniee und blieb liegen, unfähig, sich wieder aufzuraffen.

„Mutter! Mutter!“ Noch einmal wimmerte es auf und dann ward's still, — unheimlich still über der ungeheueren Schneefläche.

Eifige Geisterhand drückte dem Knaben die Lider zu. Schweigen und Finsterniß in weiter Runde, nur der Schnee leuchtete noch und leise im Chor flüsterten die Tannen am Klippenhang. „Schlaf' wohl, Büberl', schlaf' wohl!“

Und dann, unter diesem ersten Wiegenlied, das man ihm sang, mußte der kleine Hansel wohl eingeschlafen sein, denn er sah eine große Himmelsleiter, die reichte von der Erde bis zum Himmel, und droben auf der obersten Sprosse da saß der liebe Gott, und der winkte und sagte mit der Stimme des todten Vaters: „Komm Hansel, komm!“

Und der Hansel kam. Schwer ward's ihm im Anfang freilich, sehr schwer, mit den großen, plumphen Schuhen aufwärts zu steigen, aber dann ward's ihm mit einem Mal, als wüchsen ihm Flügellein, die hoben ihn über die Erde und ihr Weh; so leicht, — so leicht. Er fühlte keinen Frost mehr und keinen Hunger: „Lieber Gott, ich komme!“ Es war sein letzter, klarer Gedanke, der letzte Hauch, der über seine geöffneten Lippen floß . . .

Am anderen Morgen fanden Bauern, die über Land gingen, das Büberlein erstarrt im Schnee.

Zwei Tage später aber begruben sie den Kleinen auf dem Friedhofe, und der Todengräber setzte ihm ein ganz kleines Kreuz auf den Grabhügel, ihm, der ein so großes getragen hatte.

Die Leute standen herum und gafften. Der Pfarrer trat an die Mutter heran und sagte: „Es war Einer unter Vielen.“ — Ob sie den Sinn verstand, der in den Worten lag —? Vielleicht, — vielleicht auch nicht.

Es war Einer unter den Vielen, die untergehen im Kampfe um ein Stück Brod, Einer unter den Millionen, unter denen wohl Mancher stark und groß und begabt genug wäre, um gleich jenen Titanen der Noth den Kampf mit Göttern aufzunehmen, und der trotz seiner Größe und trotz seines Talentes zu Grunde gehen muß in dem kleinlichsten aller Kämpfe, in dem Kampfe, der im Staube der Erde ausgekämpft wird, im Kampfe um ein Stück Brod!

Nachdruck verboten.

### Eine Villeggiatura im Herzen Rußlands.

Von Clarissa Lohde.

**N**ostal! . . . Der dicke Schaffner ruft es mit freundlichem Lächeln durch die geöffnete Thür in mein Coupé. In seiner Hand hält er eine Kleiderbürste und bedeutet mir durch Zeichen, daß ich mein Wort Rußisch verstehe, daß er mich vermittels derselben in einen, der alten Zarenstadt würdigen Zustand zu versetzen wünsche.

Geduldig überlasse ich mich seinen geschäftigen Händen, in die ich einen Rubel als Dank für seine wirklich anerkenntenswerthe Aufmerksamkeit während der langen Fahrt drücke und trete dann an's Fenster.

In lausender Eile fliegt der Zug zwischen hügeligem Walde dahin, aus dem verstreut weißschimmernde Landhäuser



hervorkommen; noch eine Wendung, und nun liegt sie vor mir, von goldenem Sonnenschein überglänzt unter tief blauem Himmel, die alte Hauptstadt des „Heiligen Russlands“, zahllose Kuppeln, gold, grün und blau gefärbt, steigen aus der im Halbkreis um den blauschimmernden Fluß sich dehnen Stadt in die merkwürdig klare Luft, die mehr an den Süden, als an den Norden gemahnt. Auf freier Erhöhung strahlt gleich einer zweiten Sonne, den Glanz derselben wiedergebend, die mächtige, von vier kleineren Kuppeln flankierte Chrams Possitili (Erlöserkirche). Dahinter der Kreml mit seinen Palästen, kuppelreichen Kirchen und farbig schillernden, spitzen Festungstürmen; ein Bild von einer Großartigkeit, wie es wohl wenige giebt. Ehe aber noch der Blick all die vor ihm sich ausbreitende Pracht in sich aufnehmen vermag, braust der Zug schon in den Bahnhof ein. Wenige Minuten darauf sitze ich in einem der kleinen russischen Wagen, der mich in Windeseile nach dem nahen Petrowsky Park bringt, wo meine Angehörigen in einer Datsche (Landhaus) für den Sommer Wohnung genommen haben.

Petrowsky Park, von Moskau nicht weiter entfernt als Charlottenburg etwa von Berlin, ist im Sommer der Versammlungsort der eleganten Welt aus Stadt und Umgegend, so weit dieselbe nicht in die russischen Seebäder oder ins Ausland gereist ist.

Der Name „Park“ ist die rechte Bezeichnung für den anmuthigen Ort, dem nichts Städtisches, gleich unseren Vororten anhaftet, und der, wie Alles in Russland, wo Boden und Raum noch in Fülle vorhanden sind, den Eindruck von Größe und Weite macht.

Vor dem kaiserlichen Schlosse, einem ziemlich geschmacklosen Barockbau aus der Zeit der Kaiserin Katharina, jetzt Eigenthum der Kaiserin Maria Feodorowna, erhebt sich die Statue der Stifterin, der noch heute allgemein vergötterten großen Kaiserin. Ringsum breiten sich ausgedehnte Parkanlagen im englischen Stil, mit breiten Alleenplätzen, Alleen und anmuthigen Waldpartien. Ein offener Kiosk, in dem Erfrischungen gereicht werden, erhebt sich neben der Musiktribüne, wo allabendlich Promenaden-Concerte stattfinden. Weiterhin blickt ein maurischer Bau zwischen dem Grün der Bäume hervor; rechts liegt das Theater, ein ansehnliches Gebäude, mit einer Säulenvorhalle und großem Garten, in dem wöchentlich zweimal, natürlich russisch, gespielt wird.

Um diesen Mittelpunkt gruppieren sich weitgedehnte, von Baumreihen eingefasste Straßen, an denen, in Gärten vernebt, die niedrigen Holzhäuser liegen, welche den Moskauern als Sommerwohnung dienen. Doch giebt es solche sogenannter Sommerfrischen bis zehn Meilen im Umkreis von Moskau, zum Theil noch ländlicher wie Petrowsky Park, ganz im Walde oder an den Ufern eines Sees gelegen. Nach welcher Richtung man auch von der Jarenstadt fährt, überall blicken aus dem Grün der Wälder die Holzhäuschen mit ihren Veranden und Balkonen hervor; denn ganz Moskau wandert im Sommer aus, und nur ein ganz geringer Prozentsatz bleibt in der Stadt, die, obgleich sehr weit und groß gebaut, mit zahlreichen, breiten Boulevards versehen, doch durch den Mangel an Sauberkeit und polizeilicher Aufsicht, in der Hitze ein unerträglicher und ungesunder Aufenthalt ist.

Die Holzhäuser selbst tragen alle den gleichen Charakter, zweistöckig, mit einer breiten, die ganze Front einnehmenden Veranda nach vorne, die durch Gardinen vollständig zu schließen ist und selbst im Regen als Wohn- und Speisezimmer benutzt wird. Hier steht der Samowar am Morgen und bis spät in die Nacht, wenn die farbige Ampel angezündet wird, und die Hausfreunde sich um denselben versammeln. Jede Etage enthält ungefähr fünf bis sechs Zimmer, an die sich hinten die Küche mit einer gleichfalls geräumigen Veranda und einem Grasgarten anschließt. Letztere, Veranda und Garten, dienen dem Dienstpersonal zum Aufenthalt und zur Verrichtung aller häuslichen Arbeiten. Dort dampft auch Abends unter einem Baume der Samowar auf dem Tische, wo die Diensteute gleich der Herrschaft ihre Gäste zu empfangen oder sich zu gemeinsamer Unterhaltung zu versammeln pflegen.

Ja, die Diensteute! Das ist eine unerquickliche Frage im russischen Hausstande. Träge, unfauber, unethisch, zum größten Theil dem Trunk ergeben, beanspruchen sie bei geringen Leistungen ein möglichst angenehmes Leben. Da die Polizei überdies ziemlich machtlos ist, so hülflos die Russen bei den nur zu häufig vorkommenden Hausdiebstählen dem bequemen Grundsatze, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht, und man giebt sich kaum die Mühe, einen solchen Diebstahl anzuzeigen. Da wurde mir von einem Moskauer Herrn ein sehr charakteristisches Geschichtchen in Bezug auf dieses „Alles gehen lassen“ der Russen erzählt:

Ein reicher Bauer kommt nach Moskau, um 150,000 Rubel an die Bank, die seine Kapitalien verwaltet, abzuliefern. In einem billigen Gasthause nimmt er sich für fünfzig Kopelen ein Zimmer und schließt sein Geld in die dort stehende Kommode ein. Während er in ein Theehaus geht, um sich zu erquicken, wird die Kommode erbrochen und das Geld gestohlen. Was aber thut er nun? Ein Deutscher würde sofort jammern und wehklagen, oder wetternd und stehend zur Polizei gelaufen sein, dort Anzeige zu machen. Der Russe aber thut nichts von alledem. Gelassen geht er zur Bank, wo er bereits erwartet wird und theilt dem betreffenden Beamten mit, diesmal könne er das angekündigte Geld nicht abliefern, dasselbe sei ihm gestohlen worden.

„Haben Sie denn nicht bei der Polizei davon Anzeige gemacht?“ fragt der Beamte.

Die klassische Antwort des Bauern lautet: „Wo zu denn?“ — Und eine bedeutungsvolle Bewegung mit der Hand machend, fügt er hinzu: „Povot!“ (zu Deutsch: „Ich spude darauf“).

Ein Jahr später meldet er sich wieder bei der Bank, und dieses Mal liefert er die angekündigten 150,000 Rubel wirklich

ab. — Und was das Merkwürdige, er ist in demselben Gasthause wieder abgestiegen, in dem er das Jahr vorher bestohlen worden war!

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zur Beschreibung unserer Datsche zurück. Von außen Blockhaus, zeigt sie auch im Inneren mit wenigen Ausnahmen nur verschaltete Holzwände. Die Tapeten werden verschmäht, weil man es für gesund hält, den Tannengeruch einzuathmen. Freilich muß man sich erst daran gewöhnen, um es nicht sehr häßlich zu finden. Abgesehen von den Dienstboten, ist die Wirtschaftsführung für die Hausfrau in der Datsche im Uebrigen äußerst bequem. Alles, was man nur irgend braucht, wird auf den Straßen ausgeboten. Geflügel, Gemüse, Obst, legieres von besonderer Schönheit, da es in Pracht und Fülle aus der Krim kommt. Die Verkäufer tragen ihre Waagschale auf dem Rücken; Alles wird nach Gewicht verkauft. Freilich geht es ohne Handeln nicht ab, da hier wie in Italien stets das Doppelte vom Werthe der Waare gefordert wird.

Sonst spielt sich das Leben während des Sommers ziemlich einförmig ab. Die Hitze ist groß, Jeder bleibt den Tag über in seiner Veranda. Spazierengehen kennt man nicht in Russland; auch hier spricht die russische Bequemlichkeit mit. — Freude an der Natur findet man nur ausnahmsweise. Es wird spät aufgestanden; der Mann geht während des Tages seinen Geschäften nach, die Dame setzt sich in ihren Schaukelstuhl, liest, nimmt auch vielleicht hier und da eine Handarbeit vor, so geht der Tag hin. Von sieben Uhr an aber wird es lebendig in Petrowsky Park, dann jagt ein Wagen nach dem anderen vorbei, mit einem oder mit zwei der raschen russischen Pferde bespannt; denn mit der Troika (Dreigespann) fährt man nur im Winter oder bei ganz besonderen Gelegenheiten. Das fliegt wie der Sturmwind vorbei: die Pferde, klein und schlank, mit fliegenden Mähnen und langen, fast bis zum Boden reichenden Schweifen, scheinen die Erde kaum zu berühren; vorne auf dem niedrigen Bock sitzt der Kutscher, trotz der heißen Sommertage das lastenartige, durch einen bunten Gürtel zusammengehaltene Gewand noch dick warrirt, auf dem Kopfe mit dem rundgeschweiften Paar die baretartige Mütze. Alles fährt nach dem Platz vor dem Schlosse, wo sich auch bereits die elegante Welt aus Petrowsky Park selbst eingefunden hat. So still es tagsüber in den Straßen ist, so bunt bewegt wogt es jetzt hier in den breiten Wegen auf und nieder. Da sieht man die reizendsten Nationaltrachten neben den elegantesten Pariser Mode-Kostümen. — Junge Mädchen und junge Frauen kleiden sich gerne auf dem Lande in die National-Tracht. Da nur Abends, also wenn schon voller Schatten auf den Wegen liegt, promenirt wird, so geht man im bloßen Kopfe, das blaue oder rothe russische Diadem oder auch nur Schleifen von der gleichen Farbe durch das in langen Flechten über den Rücken fallende Haar geflochten. Und so verschieden der Haarschmuck, so verschieden sind auch die Anzüge in der Farbenwahl. Die Eine trägt einen blauen, die Andere einen rothen, eine Dritte einen dunkeln Rock. Alle aber Blousen und Schürzen, reich geflickt und von Spizeneinsatz durchzogen. Die russischen Farben, roth und blau, müssen zwar immer darin enthalten sein, aber sie finden sich vielfach variiert. Hier herrscht das Weiß vor, dort das Blau, bei einer Andern wieder das Roth, und gerade diese Mannigfaltigkeit gewährt einen besonderen Reiz, der noch durch reichen Schmuck von farbigen Perlenketten um den Hals vermehrt wird. Die Volkstracht der Landleute ist indessen von der der Städter durchaus verschieden. Die Bauerfrauen tragen die sehr weiten, bis auf die Füße fallenden Röcke, unter dem Arme geschürzt, über einem Henke von Batist oder Leinen mit weiten Ärmeln, das durch eine Krause eng um den Hals geschlossen wird. Auch die Schürze wird, wie der Rock, dicht unter den Armen gebunden und bedeckt denselben fast ganz. Das Diadem ist dem der Städterinnen gleich, nur liebt man auf dem Lande vorzugsweise die rothe Farbe, sodas, wenn man in der Ferne Frauen im Felde arbeiten sieht, man den Eindruck gewinnt, als bewegten sich riesige Wohnblumen inmitten eines wogenden Kornfeldes. Nur die Ammen, welche Knaben nähren, müssen blau, d. h. himmelblau gekleidet gehen, die Ammen der Mädchen dagegen roth. Mit den Ammen wird ein ganz besonderer Lurus getrieben, da ihre Parade-Anzüge oft von schwerster Seide und mit den feinsten Spitzen verziert sind. Die Männer tragen rothe oder blaue Hemden, die reichen ebenfalls von Seide, die über die weiten, in hohe Stiefel gesteckten Beinleider fast bis zu den Knien fallen. Eine schwarze Weste darüber gezogen vervollständigt den Anzug.

Die Abendstunde auf dem Promenadenplatze vor dem Schlosse ist der Glanzpunkt des Sommerlebens in Petrowsky Park. Dort begegnen sich die Bekannten, plaudern mit einander, besprechen die Vorübergehenden und Fahrenden, und nehmen Thee oder Fruchtwasser im Kiosk. Noch während des ganzen Juli dauert der Tag fast bis gegen zehn Uhr. Desennungeachtet strahlen aber schon von neun Uhr an der Kiosk, das maurische Haus und der Garten des deutschen Klubs, sowie auch viele Privathäuser im Schmuck buntfarbiger Lampen und Ampeln. Die besseren Familien lieben es nicht, ihre Abende, wie bei uns in Deutschland, in irgend einem öffentlichen Garten zuzubringen. Man bleibt zu Hause und empfängt dort Gäste oder besucht seine Freunde. Bis Mitternacht sind alle Veranden und Balkone der Datschen noch erleuchtet; erst dann tritt die Nacht in ihr Recht ein, wenigstens für das Land. In Moskau selbst fängt das Leben erst nach zehn Uhr an, und die Sommertheater spielen oft bis zwei Uhr in der Nacht.

Ich wohnte dem am fünfundzwanzigsten Juli stattfindenden Namensfest der Kaiserin bei, das in dem ihr gehörigen Petrowsky Park besonders glänzend durch einen Korso und Illumination gefeiert wurde. Längs der Wege zogen sich Blumenfestons zwischen Bogen von farbigen Lampen hin. Vor dem Theater war eine Art Sonnen-tempel errichtet, aus dessen Mitte ein mächtiges M. — der Namenszug der Kaiserin, — weit in die Nacht strahlte. Eine zweite elektrische Sonne leuchtete über dem Standbilde der Kaiserin Katharina. Zwischen diesen Sonnen, Blumen und Lampen bewegte sich der Korso hin. Nie habe ich, außer in Palermo auf Sicilien, einen Zusammenfluß von so viel glänzenden Equipagen, edeln Pferden, stolzen Reitern und

schönen Frauen gesehen, als bei diesem Fest-Korso. Hier mischte sich auch hin und wieder eine Troika unter die modernen Landauer, — die gewöhnlichen russischen Einspänner sind vom Korso ausgeschlossen, — die Mähnen der Pferde mit seidernen Bändern durchflochten, metallene Glöckchen an den Geschirren, Schlanke Fischeressen in ihrer reichen National-Tracht, den edelsteinbesetzten Dolch an der Seite, ließen ihre leichtfüßigen Kraber neben den Equipagen der Damen tänzeln. Seide und Spitzen bauchten sich in leichten Wolken über den nachlässig in die Kissen ihres Wagens gelehnten Damen der Aristokratie. Dazwischen leuchteten auch hier und da recht grelle Farben auf, besonders das augenverlethende helle russische Roth machte sich nur zu sehr bemerkbar. Auch auf den Hüften der Damen wallten rothe Federn, und prächtige, juwelengeschmückte Fächer grühten mit nachlässiger Grazie die vorüberkommenden Bekannten. — Fast alle Datschen hatten sich gleichfalls festlich geschmückt, überall leuchtete und blühte es auf von bunten Papierballons und bengalischen Flammen. Eine laue Sommernacht; dazu eine frohbewegte Menge, ohne das oft beängstigende Gedränge, wie es bei uns bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommt, vollendeten den heiteren Eindruck des schönen Festes.

Dicht an Petrowsky Park schließt sich Schloß und Park von Petrowsky-Rasumowsky an. Einst dem Grafen dieses Namens gehörend, ist der Besitz wieder Eigenthum des Staates und jetzt in eine Forst-Academie umgewandelt worden. Der Weg geht eine Stunde immer durch Wald hin, in dem, wie Nester im Grün, zahllose Datschen liegen. Vor dem stattlichen Schlosse breitet sich ein Blumen-Parterre von besonderer Schönheit aus. Hier sieht man die köstlichsten hochstämmigen Rosen, die seltensten Pflanzen mit einem in Russland nicht gewöhnlichen Geschmache geordnet. Prachtige Alleen führen zu einem großen, waldumkränzten See. Es war Abend; der Himmel, im Westen feurig roth gefärbt, spiegelte sich in der klaren Fluth, sie gleichfalls mit Gluth übergießend. Zahlreiche Röhne glitten auf der leuchtenden Fläche dahin, Gesang schallte aus denselben zu uns herüber.

Ich dachte an Turgenjews Vorliebe für die landschaftlichen Reize seiner Heimath und empfand den ganzen, eigenartig melancholischen Zauber derselben, wie er ihn in seinen Dichtungen so meisterhaft zu schildern wußte.

Auf dem Heimwege kamen wir an einer Berglehne vorüber, an die ein halberfallenes, von einigen Säulen getragenes Gebäude sich lehnt, einst vielleicht ein Land- oder Theehaus des verstorbenen Herrn Grafen, jetzt ein Aufbewahrungsort für allerhand Garten-Utensilien.

„Das alte Gemäuer,“ erzählte mir einer meiner Begleiter, „hat leider in letzter Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt. Dort wurde vor zwei Jahren von den Forst-Academikern ein Polizeispion ermordet, der sich unter der Maske eines Commilitonen bei ihnen eingeschlichen und eine nihilistische Verschwörung entdeckt und zur Anzeige gebracht hatte.“

Ein Schauer überlief mich. Welch ein Gegenfatz! Das friedlich schöne Bild am See, und hier so nahe, die Stätte einer dunklen Mordthat. So an erschreckenden Gegenfätzen reich ist ganz Russland. Bei so vielem Guten, das man anerkennen, und an dem man sich freuen muß, noch so viel Nohes, Unfertiges! In solchen Momenten überkommt uns das Heimweh stärker als sonst. — Ueber Wälder und Seen, über die weite, russische Ebene hin fliegen meine Gedanken nach Deutschland hinüber, zu dem schönen, geliebten Vaterlande. Ach, man empfindet es nie mehr, welch ein Glück es ist, ein Deutscher zu sein, als wenn man im Auslande ist!

Rachdruck verboten.

## Die Schwarzen und ihre Frauen.

Nach den Aufzeichnungen berühmter Forscher und eigener Beobachtungen von Frieda von Bülow.

Sollte es nicht an der Zeit sein, in den Einwohnern unserer wichtigsten Kolonien, den Schwarzen des tropischen Afrika, etwas Anderes zu sehen, als einen Gegenstand für wohlfeilen Witz und Redereien? Wir haben es hier mit einem Volke zu thun, dessen Intelligenz, Arbeitskraft und Bildungsfähigkeit bereits hinlänglich bewiesen sind. Es lohnt sich, das Material über diesen Gegenstand, das in den Aufzeichnungen hochverdienter Forscher vor uns liegt, eines prüfenden Blickes zu würdigen. Fehlt es uns doch nicht an Männern der Wissenschaft, denen die Verbreitung des Lichtes in dem „dunklen Erdtheile“ am Herzen lag, ehe noch das nationale Interesse so eng damit verknüpft war. Ihren von patriotischem Eifer noch ganz unbeeinflussten Schilderungen dürfen wir, als den Producten eines streng wahrheitsliebenden Geistes, um so rückhaltloser Glauben schenken.

Es giebt vielleicht keinen zweiten Volkstamm, der in unserer aufgeklärten Zeit so gedankenlos verspottet, mit so abso-luter Geringschätzung beurtheilt wird, wie der afrikanische Neger.





Es will Abend werden. Von Paul Schab. — Siehe Seite 214.

hat doch die populäre Bezeichnung des „schwarzen Menschenbruders“ einen unwiderstehlich komischen Beigeschmack, als werde damit dem Neger ein Ehrenittel gegeben, der ihm seiner Natur nach gar nicht zukomme. Der „Kohlpecherenschwarze Mohr“ mit den Wulstlippen, dem Cylinderrhut als completen Krug und dem ungemäßigten Appetit auf den lieben Nächsten, welcher Appetit im Wilde sinnig durch übermäßig groß ausgefallene Kammerlunge dargestellt zu werden pflegt, — das ist die volksthümliche und landläufige Auffassung des Schwarzen.

Wie wenig sich das Original freilich unter dieser Karikatur getroffen fühlt, geht u. A. aus dem hübschen Briefe eines Kameruner Schulknaben hervor, den unsere Tagesblätter vor Kurzem veröffentlichten. Ein deutscher Buchhändler hatte eine Sendung Bilderbücher nach Kamerun befördert zum Geschenke für die Jüglinge des deutschen Schulmeisters. Der in der Sprache des Landes abgefaßte, von dem Schulmeister mit wortgetreuer deutscher Uebersetzung veriehene Dankesbrief ist voll Bewunderung über die schönen Bücher, und die Bilderbilder vor Allem haben sich des Beifalles der jungen Schwarzen erfreut. Eins aber fordert den Schreiber zu lebhaftem Proteste heraus, das sind Abbildungen von Negerknaben (vermuthlich Illustrationen zu dem berühmten amerikanischen Drama: „Ten little nigger-boys“). „So sehen wir nicht aus!“ ruft der junge Schwarze mit gerechter Entrüstung dem deutschen Gönner zu.

Ueber die Schönheit der Neger läßt sich streiten. Unzweifelhaft können sie auf das, was man bei uns unter classischen Jügen versteht, keinen Anspruch machen. Wir persönlich waren ihre gutmüthigen und schelmischen Physiognomien keineswegs unsympathisch, und den Farbenton der Haut, dieses sammetartig stumpfe, oder auch wie polirtes Holz glatte Braunschwarz fand ich recht hübsch, ungleich hübscher jedenfalls, als den unreinen und kupferigen Teint mancher Weißen.

Was nun vollends die Gestalten anbetrifft, so läßt sich der schlaffe, feingliedrige Wuchs des Negers an der ostafrikanischen Küste durchaus nicht häßlich nennen. So oft ich die Schwarzen bei ihren Handtierungen beobachtete, fiel mir die Annuth ihrer Bewegungen auf. Sie haben durchschnittlich zierlichere Hände und Füße als der Deutsche und sehr feine Hand- und Fußgelenke. Ihre kupfernen Arm- und Beinringe würden den Wenigsten von uns passen. Die Frauen, deren an drei Küste sehr decente Kleidung Hals, Schultern und Arme frei läßt, zeigen diese oft schön geformt. Sie zeichnen sich durchweg durch eine prächtige, freie Haltung aus, wohl eine Folge des Brauches, jede, noch so unbequeme Last auf dem Kopfe zu balancieren. Freilich soll die Schönheit der schwarzen Frauen, wie die aller Südländerinnen, außerordentlich rasch verblähen, und eine schöne Matrone dürfte unter ihnen zu den unbekanntesten Erscheinungen gehören.

Röge man indeß über Negeridiotie im Allgemeinen denken, wie man wolle, so viel ist gewiß, daß der nach den afrikanischen Kolonien reisende Landsmann, dem die bei uns populäre Karikatur des „schwarzen Menschenbruders“ vor Augen schwebt, durch das Neugierde der Originale entschieden angenehm überrascht sein wird.

Bei ihrem angeborenen Sinne für das Nierliche, die Augen Erfreuernde sind alle Schwarzen mehr oder minder eitel und püßlich. Meine Diener, mochten sie alt oder jung sein, pflegten ihren Monatslohn schleunigst in neuen Toilettenstücken anzulegen, worauf sie dann selbstgefällig den erworbenen Mode-Artikel zur Schau trugen.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Schwarzen sich geradezu in einen Dienst drängten, wenn der Brotherr die kleine Nähe und geringen Kosten nicht schente, seinen Leuten ein einigermaßen schmeckendes Kostüm zu geben.

Diese stark hervortretende Püßliebe beschränkt sich, wie es scheint, keineswegs auf die Ostküste. Unsere afrikanischen Kolonien dürften demnach in Zukunft Modistinnen und Confections-Geschäften noch ein reiches Feld der Thätigkeit bieten. Mit der den Schwarzen eigenen scharfen Beobachtungsgabe, die sie sofort die charakteristischen Merkmale eines Gegenstandes erfassen läßt, gehen Nachahmungstalent und Nachahmungslust Hand in Hand. Wie der Neger an der Ostküste bisher in Kleidung und anderen Neuheitslichkeiten den würdevollen Araber kopirte, so beginnt er jetzt schon, Liebhaberei für europäische Röcke, Beinkleider, Stiefel und Hüte an den Tag zu legen. Daß er vor der Hand beim Gebrauche dieser fremdartigen Kleidungsstücke noch einigermaßen läppisch ist und damit des Letzteren die Lachmuskeln des Europäers in Bewegung setzt, kann uns nicht Wunder nehmen. Auch das Tragen eines Kleides viel verstanden und gelernt sein. Entgegengesetzt zu den Engländern, die die Schwarzen in ihren fündischen Ausschreitungen eines ungebildeten Geschmacks absichtlich unterstügen, indem sie extra in Hündlich hierauf erfundene, ebenso bizarr als häßliche Muster in den Handel bringen, bleibt es uns vorbehalten, den in der Anlage vorhandenen Farben- und Formeninn der Schwarzen zu bilden.

Es ist bekannt, daß bei den Negern, wie bei allen Naturvölkern, Polygamie herrscht. Das Mädchen wird vom Vater dem Bräutigam verkauft, die Frau ist demnach Eigenthum, erst des Vaters, dann des Gatten. Verköstigt sie der Gatte, so fällt sie an den Vater zurück, stirbt er, an seine Erben. Der Kaufpreis variiert je nach Vermögen und Sitte der verschiedenen Stämme, aber daneben auch nach ihren körperlichen Vorzügen. Nicht nur die Kinder und das Hauswesen lassen im Allgemeinen auf der Negerin, sondern auch Feldarbeit, Handwerk und verschiedene Industrie-Zweige. Dennoch erscheint ihr Los, so lange sie nicht eine Beute der herzlosen Sklavenräuber geworden, nicht bellagenswerth. In der Herrschaft des Mannes sieht sie keine Tyrannei, ihre Arbeit verrichtet sie ungezwungen unter Scherzen und Lachen, wird freundlich behandelt und vergnügt sich an Putz, Tanz und Gesang.

Interessant für die Arbeitsleistungen der schwarzen Frau ist, was Emin Pascha über die zu einem ganz bedeutenden Industrie-Zweige gewordene Salzgewinnung der „Stadt“ Kibiro erzählt. Dieser auf fahlem Gesteine gelegene Ort treibt ausgedehnten Handel mit dem in jenen Gegenden Afrikas seltenen und darum werthvollen Salze, welches dort in heißen Quellen dem Boden entströmt. Auch hier sind es die Frauen allein, denen die Salzbereitung obliegt. Hören wir, was Emin davon erzählt:

Die Salzbereitung ist eine ziemlich einfache. Am Abend wird das zu bearbeitende Terrain durch Oeffnen eines Gerinnes überrieselt und erst am Morgen die Ueberrieselung unterbrochen. Nachdem sodann einige Stunden das Terrain oberflächlich getrodnet ist, tragen die Frauen mit halbmond-förmigen Eifen die oberste Erdschicht ab und füllen damit kleine Tröge, aus denen sie wiederum zu kleinen Haufen zusammen-geschüttet wird. Am nächsten Tage wird wiederum in Trögen eine Quantität dieser Erde mit Wasser gemischt und nun in

die Filtrir-Gefäße gebracht, einfache Thongefäße mit durchlöcherter und mit einer Schicht feinen Neues bedecktem Boden, welche, auf drei Steine gestellt, die durchgeseigte Flüssigkeit in ein darunter stehendes Thongefäß abtropfeln läßt. Diese Apparate stehen reihenweise am Fuße von aus salziger Erde auf-gemauerten Wänden. Ist die Abtropfelung zu Ende, und hat der Fabrikant seine Eile, so wird die Lauge in freier Luft verdunstet, und so ein reineres, weißeres Salz erzeugt. Soll es aber eiliger gehen, so geschieht das Verdunsten zu Hause durch Kochen und das erhaltene Salz ist unreiner und dunkler. Die eigentliche Kunst aber der arbeitenden Frauen besteht in der richtigen Mischung von Erde und Wasser, bevor die Mischung zum Filtriren kommt.

Einfacher, aber minder ungefährlich ist der ebenfalls von den Frauen monopolisirte Fischfang. Es läßt sich denken, daß die ansichtslose Ausübung solcher für das Gedeihen der betreffenden Ortsgemeinde wichtigen Verrichtungen auf das Selbstgefühl und die Stellung der Frauen nicht ohne Rückwirkung bleiben kann. Emin Pascha entwirft eine launige Schilderung der Frauen von Oskela: „Die Frauen sind hier kaum das zartere Geschlecht; sie schleppen Lasten, vor denen ein Mann zurückschrecken würde. . . . Eine ganz absonderliche Sitte der Frauen ist die, die kleinen Handneze zum Fischen gewöhnlich als einzige Bekleidung um die Hüften geschlungen zu tragen. Eine solche unbedeckte Schöne, mit einer Last auf dem Kopfe und der unvermeidlichen kurzen Tabakspfeife im Mundwinkel, würde anderswo gewiß Furore machen.“ Von den Sitten dieser „ebenjo massiven als häßlichen“ Damen weiß der Doctor freilich nichts Näherliches zu erzählen. Recht begreiflich erscheint es indessen, daß die Männer von Oskela sich gegen die robusten Genossinnen äußerst nachsichtig zeigen sollen.

Wir haben es hier mit einer gewissen Superiorität der Frau zu thun, die lediglich auf durch Arbeit und Abhärtung erworbener physischer Ueberlegenheit beruht. Bemerkenswerther noch ist, was Emin Pascha über die Stellung der Frau bei dem westlich vom Nilquellflusse angelegenen Nakrats erzählt.

„Die Nakrats-Frauen“, heißt es in dem Berichte, „sind die Herren im Hause und kommandiren ihre Gebieter nach Belieben. Betritt man ein Dorf, so werden zunächst die Frauen, meist hohe, kräftige Gestalten, sichtbar, und man wird bald gewahrt, daß sie es sind, welche sogar in Dorf-Angelegenheiten das Wort führen. Sie sind übrigens gute, fleißige Arbeiterinnen und an ihre Männer äußerst anhänglich.“

Noch entschiedener betont Emin eine Werthschätzung des Weibes nach ihrem intellectuellen und moralischen Werthe bei dem durch höhere Begabung unter ihren Nachbarn ausgezeichneten Stamme der Monbuttu. Tritt uns doch hier sogar eine schwarze Helena entgegen.

„Die ersten Zwistigkeiten zwischen den Monbuttu, als eingedrungener Eroberer, und den Nachbarstämmen“, so erzählt Emin, „wurden durch die Absicht, einige Frauen außer Landes zu führen, geschaffen, und der Krieg gegen Munja (Chef der Monbuttu), der ihm das Leben kostete und eine völlig neue Sachlage schuf, wurde einer Frau wegen unternommen, die Munja einem Araber verweigerte.“

Von der Opferwilligkeit und Anhänglichkeit der Monbuttu-Frauen weiß uns der Doctor ebenfalls ein hübsches Beispiel zu erzählen:

Gambari, der Chef eines Monbuttu-Districtes, wird von den Arabern festgehalten unter Anklage eines schwerwiegenden Vergehens. Dr. Emin Pascha, der an seine Schuld nicht zu glauben scheint, hat sich für seine Freilassung verwendet. Er schreibt:

„Deute um Mittag, gerade zur rechten Bissen-Zeit, wurde ich durch Damenbesuch überrascht. Gambari's erste Frau, Ungauna, die den ganzen, weiten Weg von Monbuttu gekommen, um nach Lado zu gehen und ihres Mannes Freisprechung von mir zu erbitten, hatte unterwegs gehört, daß er frei und bei mir sei, und war über Nakrats hierher geeilt, um ihn zu sehen. Sie kam nun, mir zu danken. Von mittlerer Figur, von sehr dunkler, jedoch deutlich gelb durchschimmernder Hautfarbe und, wie alle Monbuttu-Frauen, mit sehr hübschen, und was noch mehr sagen will, sauber gehaltenen Händen begabt, war sie bis auf die kaum in Betracht zu ziehende Bedeckung in Gürtelform völlig nackt. Im rechten Achselhöhlen saß ein blankpolirter Eisennagel mit breiter Kuppe, sonst trug sie keine Verzierung. Die Haarracht war, den Umständen gemäß, der hiesigen angepaßt und der Chignon zu einer Menge bis zur Schulter reichender Locken und Wulste aufgelöst. Allerliebste war die Gelassenheit, mit welcher sie beim Eintritte in meine Hütte sofort einen Stuhl nahm und sich setzte, während der mitgenommene Dragoman, ihr Schwager, stehen mußte.“

Tritt uns in der Person der Ungauna schon ein gewisses Standesbewußtsein und entsprechende Würde entgegen, so wirkt es dennoch überraschend, unter den Negerrinnen einer Regentin zu begegnen. Emin erzählt in zwei Fällen von der Regenschaft einer Frau. Der Chef eines Oskela-Dorfes, Tschilong, ist in einer Fehde erschlagen worden, worauf seine Frau bis zum Heranwachsen ihres einzigen Söhnchens die Verwaltung übernommen hat. Dem zweiten Falle dieser Art begegnete er in Moro, einer Enclave im Fazellu-Gebiete: „Da der Chef des Dorfes, durch den Stoh eines Büffels verwundet, nur mühselig umherhinken konnte, lag das Scepter in den Händen seiner ersten, sehr redseligen Frau, die ganz prächtig so kommandiren verstand.“

Eine wirklich hervorragende Frau jedoch lernen wir in der Monbuttu-Fürstin Kettivoto kennen. Von ihr erzählt Emin Pascha:

„Als Munja von den Leuten der Ghalla's getödtet wurde, theilten sich diese natürlich in seine Frauen; die jüngste und Lieblingsfrau Munja's, Kettivoto, von den Arabern Tam Sina genannt, ist heute Jangara's (des Chefs) erste Frau und Verrätherin, und es scheint, daß ihr Einfluß nicht unbedeutend, denn in allen Beratungen, an welchen sie theilnahm, zeigte sie ein gesundes, vernünftiges Urtheil. Hübsch ist sie nicht und jung auch nicht mehr. Kinder hat sie, — merkwürdig für eine Monbuttu-Frau, — nie geboren, und doch ist ihre Ueberlegenheit nicht allein in Tingani, sondern im ganzen Lande anerkannt.“

Aus all' dem geht unseres Erachtens zur Genüge hervor, daß die Schwarzen und ihre Frauen bei uns noch immer nicht die rechte Beurtheilung erfahren haben.



**Unschuld.** Von E. Rosk. Siehe das Bild, Seite 209. — Ein entzückendes Kinderköpfchen, das die Hand des Künstlers auf die Leinwand gebannt hat. Die großen Augen schauen klar und vertrauensvoll in die Welt, die dem Kinde wie ein wundervolles Paradies erscheint, in dem es nichts als Herrlichkeiten giebt. Wie lange noch? Niemand scheint uns die Zeit schneller zu schwinden, als in den Kinderjahren, und kaum liegen sie hinter uns, dann wissen wir, daß die Welt kein Paradies ist, und daß wir, wenn es überhaupt hier auf Erden eins giebt, es verlassen haben, als wir die Kinderschuhe anzogen.

**Es will Abend werden.** Von Paul Schad. Siehe das Bild, Seite 213. — Eine arme Seele will des Leibes Fesseln sprengen und den Flug aufwärts in die himmlische Heimath nehmen. Eilig naht der Pater mit dem Allerheiligsten, um dem Sterbenden die letzte Begehrung zu reichen. Das Glöckchen des Chor-Knaben tönt schrill in die Abendstille, und das halbwüchsige Mädchen, das eben noch irdische Stärkung für den Kranken bringen wollte, sinkt demüthig in die Knie. An der Thür steht ein schluchzendes Menschenkind, das bald eine Waise sein wird, und die Krankenpflegerin faltet ihre Hände. Bald ist ihre Aufgabe erfüllt, — wenn die Schatten der Nacht herniederfinken, wird eine arme Menschenseele ausgerungen haben.

**Samariterdienst im Walde.** Siehe das Bild, Seite 216. — Ufjählich bei Beginn des Winters, wenn die ersten Eisewinde über die kalten Stoppeln brausen und die ersten Schneeflocken vom Himmel herabperlen, beginnt für jene kleine, lustige, gefiederte Welt, die uns in den wärmeren Monaten durch ihr Trilliren und Jubiliren zu erfreuen weiß, eine Zeit entbehrungsvollen Martyriums. Baum, Strauch und Feld stehen öde, und Schnee bedeckt weithin die Landschaft; kein Körnchen Futter ist zu finden, und dabei ist die Luft kalt und schneidend, — was Wunder, daß man in diesen unfreundlichen Wäldern so häufig kleine Vogelkeichen am Wege findet! Der Bittku: „Gedenket der Vögel!“ wird leider noch lange nicht genugsam beherzigt, — oft aber erweist sich auch die willige und mildthätige Hand als nicht practisch genug, die armen, hungernden Vögelchen anzulocken. Wir möchten deshalb alle Thierfreunde auf eine kleine Broschüre aufmerksam machen, die der Hofrath Professor Dr. A. Th. Liebe in Gera im Auftrage der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften unter dem Titel „Futterplätze für Vögel im Winter“ herausgegeben hat (Gera, bei Th. Hofmann, 20 Pf.), und die genaue Anweisungen zur Anlage derartiger Plätze enthält. Professor Liebe macht darauf aufmerksam, daß in der Nähe von Häusern der Vogelfreund oft vergeblich seine kleinen Gäste erwarten dürfte; bald treiben sich hier Hunde und Katzen zu viel herum, bald sind es gewisse Geräusche oder Gerüche, welche die Thiere verschrecken. Auf die Vertheilung kommt sehr viel an. Für manche Vogelarten müssen die Futterplätze so gewählt werden, daß sie mehrseitige Zuleitung haben, also Baum-Alleen, Zäune, Feld-Raine u., auch darf der Platz nicht gestört werden durch Dinge, welche den Vögeln Furcht einflößen. Alle Futterplätze, mit Ausnahme der hochgelegenen, welche an sich schon Deckung gewähren, müssen, wie unsere Abbildung zeigt, durch Strauchwerk verwahrt werden. Man umstellt sie mit Dornen und Strauch-Aesten, legt über letztere wieder Aeste und schafft so ein kleines Dickicht, welches gegen Raubvögel Schutz gewährt, wenn letztere gelüftet, auf die Futter aufnehmenden Vögel einen Stoh zu versuchen. Zugleich hält diese Strauchbedeckung auch die Tauben, Dohlen und Krähen ab, das für sie zu kostbare, für die Kleinvögel bestimmte Futter aufzunehmen und so die Kleinen zu benachteiligen. Für jene mag man besondere Fütterungen einrichten. Allgemeine Futterplätze für alle gefiederten Wintergäste anzulegen, ist ein Unding; man muß Rücksicht auf die einzelnen Vogelgruppen nehmen.

Als hauptsächlichste Arten der Futterplätze unterscheidet Professor Liebe: 1. Hochplätze. Ueber manns hoch bringt man im Geäste eines Baumes ein mit vorstehenden Seiten benageltes, horizontales Brett an, oder man benutzt in derselben Höhe in einem gut bewachsenen Spalier eine Latte oder auch ein Fensterbrett im ersten oder zweiten Stockwerk, falls davor ein höherer Baum steht. Wenn es in der Nähe dieses Brettes an dichten Gezweige fehlt, in welches sich die Kleinen Wintergäste vor etwaigen Feinden flüchten können, versteckt man den Futterplatz mit einigen Dornen, was keine große Mühe macht. Alle Reifen-Arten, Baumläufer, Finken, Amseln u. werden diese Hochplätze, namentlich wenn sie am Waldbande etablirt sind, besuchen. 2. Feldplätze werden auf freiem Felde in der Nähe von Gehölzen an sonnigen Plätzen angelegt. Durch dünne Pfähchen, um welche Sträucher von Disteln, Cichorien, Palmern, Erbsenranken u. in einer Lage gebunden sind, daß sie einigermaßen lockeren Garben gleichen, werden die Vögel zusammengegrufen. Als Futter eignen sich Rübsen- und Kaps-Abfälle, Gartenamererien, Hauf u. am besten. Die Feldplätze werden im Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit am wenigsten häufig angelegt, was sehr zu bedauern ist. Die Umgebung der Städte, namentlich der größeren Städte, eignet sich weniger für sie; desto mehr die Feldmarken der Dörfer, namentlich die Arealen der Rittergüter. Ganz besonders segensreich ist ihre Einrichtung, falls einer von jenen schneereichen Nachwintern eintritt, welche tausenden und abertausenden von Feldlerchen und anderen frühzeitig aus der südlichen Winterherberge heimkehrenden Vögeln den Tod bringen. 3. Straßplätze. Auf freiem Felde, wenige Schritte von einer Landstraße mit größeren Obstbäumen oder Pappeln, in der Nähe einer Ortschaft oder eines Gutes, auf dem freien Plage innerhalb eines Dorfes vor der Kirche oder Schule, auf den Böschungen der Eisenbahn in der Nähe des Bahnhofes oder auf den Böschungen eines Landstraßenkörpers wird ein Platz mit dornigen oder dicht bezweigten Aesten weitläufig belegt und dem Vogel-Auge durch aufgestreuten Scheunen-Abfall und Strohhalme anziehend gemacht. Die Beschickung geschieht durch Heu-Gesäme, Hafer-Abfall, geringes Getreide, allerhand Abfall von Sämereien und dergl. 3. Gartenplätze. In günstig gelegenen, mit Baum- und Buschwerk gut ausgestatteten Gärten oder in größeren, parkartigen öffentlichen Anlagen, in Parks oder innerhalb der Waldsäume wird unter einem dichteren Strauche, unter den niedrig hervorgewachsenen Aesten eines größeren Baumes, unter den horizontalen, schirmenden Aesten einer Nichte oder anderen Conifere ein Platz von Schnee freigemacht, mit Laub und moderndem Geäst bedeckt und, wenn nöthig, noch durch Dornen gesichert gemacht. Im Falle der Noth kann man auch lange Tannen-Aeste schräg in die Erde stecken und gut befestigen. Zur Beschickung eignen sich Weißbrotkrümchen, Vogel- und Heidelbeeren, Hagebutten, Kerpelschnitten und dergl.

nicht. Pläge dieser Art können am leichtesten eingetriget werden und werden in der That am häufigsten angelagt. Infolgedessen versteht man es häufig mit der Beschädigung; es sind in erster Linie Droffelpläge; will man auch für andere Vögel darauf Futter streuen, so ist es notwendig, daß man beobachtet, ob dies auch den gewünschten Erfolg hat und haben kann.

Die erwähnten Futterpläge sind diejenigen, die wohl am meisten angelegt werden dürfen; die oben angeführte, bestens empfohlene Profäure giebt noch einige andere an, u. A. für Founfönige und Rebhühner. Wir würden uns freuen, wenn auch diese Zeiten ein wenig zur erhöhten Beherzigung des Rufes „Gedenket der Vögel!“ beitragen würden.

# Hirs' Haus.

Kamrad verboten.

Ungeflört. — Vom Gemache aus überfah man den gepflasterten Hof, den die Nachbarhäuser umstanden. Troch des geschlossenen Fensters lönte mancherlei Geräusch von außen her in den nicht allzu hellen Raum, dem das reich geschmückte Möbblem, von starkem Eichenholze, etwas ungemein Anheimelndes verlieh. Wie wohllich ist's hier, konnte Jeder rufen, der dieses Gemach, welches der Familie als Speisezimmer diente, betrat! Max aber, der Jüngste und neben den drei erwachsenen Töchtern des Hauses einziger Sohn, fühlte sich darin durchaus nicht behaglich, — im Gegentheil! Die Hefte und Bücher vor ihm auf dem Tische, an dem er in der Fensterische saß, harrten in gemaltem Durcheinander ihrer Vernichtung; viel Wissenwerthes stand auf den Plättern der umfangreichen Bände gedruckt. Max befand sich an seiner Arbeitsstätte, und die Klaffen-Aufgaben bereiteten ihm für den Augenblick — ihm, der unter Lehrern und Gefährten für einen „Kopf“ zu gelten pflegte, — mehr Schwierigkeit als sonst; vor Allem die lateinische Arbeit. Er hoffte durch sie abermals eine Auszeichnung zu erringen; außerdem waren Besetzung und Gensur nicht vor der Thür! Der Gedanke an ein Fläscchen stimmte den strebsamen Tertianer mißmuthig, fürchte sogar seine sonst heitere Stirn. Man machte es aber auch wieder gar zu arg da draußen: das fortwährende Geschwäh am Nähdbrunnen im Hofe, wo die Mägde Wäsche spülten, und der abscheuliche Pumpenschwengel, der zum Klätschen des ausströmenden Wassers eine helltönige Begleitung quiekte, — Max war wenig erbauet. Sodann drüben der Böttcher, der mit seinem Gesellen beständig auf den Höffern herum poschte und ihm keinen Augenblick Ruhe ließ, — und dazu noch der Papagei im Drahtkäfig am offenen Fenster im ersten Geschosse gegenüber; hätte er nur nicht immer von Neuem monoton sein „Anna — Anna“ mit kreischender Stimme geschrien. Es war zum Verzweifeln! Max lehnte sich zurück in den Sitz, ungeduld spiegelte sich in seinen Mienen, er fuhr wiederholt mißmuthig mit den Händen durch das lockige Haar, dessen dicke Fülle ihm im Nacken gar klebend bis zum blendendweißen Halskragen hinab hing. Was sollte nur aus der Arbeit werden? Doch! Jetzt wurde der Böttcher drüben still und auch der Papagei; sogar das Geschwäh verstummte ein wenig. Max öffnete sein Veriton! — Aber o weh! um Allem die Krone aufzuziehen, stobte jetzt ein Drehergele-Spieler, seinen Kasten auf dem Rücken, in den Hof und postierte sich unter dem Fenster. Die Musik, aus einer Offenbach-Operette, war gar so läbel nicht, — sonst hörte Max sie gern, — aber heute, — nein, — er warf drohend das Veriton auf den Tisch, stand auf und verließ das Gemach! Daß die Mama auch so wenig Einssehen hatte. Drei Tage lang nun schon diese Plage, diese Qual! Warum hatte er seinen lieb gewordenen Arbeitsplatz in dem einseitigen Kabinett auf der Mutter Wunsch hergeben müssen, wo jetzt in dem stillen Gaden am Fenster mit dem Ausblick auf den umgäunten Nasenstiel die Schneidermansell mit seiner Ältesten Schwester bei den Hochzeits-Toiletten saß, welche man in den nächsten Tagen gebrauchte. Sein stiller Erdenstiel, seine friedliche Arbeitsstätte, die Gehülfin bei seinen glänzenden Erfolgen in der Klasse, hatte er geopfert, mit wahren Heldenmuth, doch es war zu viel! Ob die Mutter ahnte, wie notwendig, ja unentbehrlich solch' ein Platz, — völlig ungeflört, — für ihn war? Er nahm den kleinen runden Hut vom Nagel und ging aus! — Die lateinische Arbeit hatte wiederum eine Auszeichnung im Gefolge. Max konnte auf den Schluß des Quartals mit frohem Herzen blicken! Wie blaß sah er aber aus, — wie angegriffen, ja, er hustete seit einigen Tagen sogar ein wenig, — die Mutter ahnte nicht, daß er die Nächte zu Hülf genommen, um in deren Stille ungeflört die Pflicht, die ihm oblag, zu erfüllen. Noch immer hatte die Schneiderin das kleine Stübchen mit dem Blick auf den Kastanienbaum inmitten des Nasenstieles nicht geräumt. Da kam der Geburtstag des Sohnes. Dieser wurde zu einem reichgeschmückten, mit Geschenken förmlich beladenen Tische geführt. Aber wider Erwarten kam wohl ein warmer Dank ihm von den Lippen, doch keine rechte Freude in seinem Antlitze zum Vorschein über die Geschenke von auserlesener Wahl! Endlich löste ein Moment des Alleinseins mit der jährlich geliebten Mutter unserem Max die Zunge. Mit kindlichem Aufschlage seines schönen Auges sprach er innig bittend: „Warum schenkst Du mir so viel des Schönen, wovon sich so manches bei genügsamen Sinne entbehren läßt? Versprich mir lieber, daß Du mir eins fortan und zur ungeflörten Verfügung geben willst.“ — Ein stauender Blick der Mutter, eine besorgte Frage folgten. „Laß mir fortan, — und was auch im Hause sich ereigne, — für immer meinen alten, liebgewordenen Arbeitsplatz.“ Der mütterliche Ruh und das mütterliche Wort gelobten die Erfüllung dieser Bitte des Sohnes. Man ließ ihm seine Arbeitsstätte seitdem — ganz ungeflört.

Tony Paul.

Der Marzipan pflegt auf keinem besseren Weihnachtsstische mehr zu fehlen, seitdem man ihn fabrikmäßig herstellt. Unter den Stücken der Zuckerbäckerei der heutigen Zeit nehmen ein Salz-Libbeler, — ein relief verziert, — oder bunt garnierter Königsberger Rand-Marzipan sogar eine hervorragende Stelle ein. Noch nicht allzulange ist dieses Fabrikat ein Viebling in Norddeutschland und darüber hinaus geworden; früher blieb es fast ganz auf seine ursprüngliche Heimath beschränkt und diese Heimath ist Ostpreußen. Königsberg gilt heute noch als Vaterland dieses aus einem dichten, reinen Mandelsteige nebst Zucker und Würze bestehenden Backwerkes. Was seinen eigentlichen Ursprung betrifft, so nimmt man an, dieser reiche bis zum Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts zurück, zu welcher Zeit man zuerst im alten Preußen ein Mandelsteig-Prod baute und es zu Ehren des Evangelisten Marcus benannte. Aus diesem Marcusbrot (Marsi panis im Latein des Mittelalters) ist dann später das Wort Marzipan entstanden. Allen Ueberlieferungen nach wurde dieses Mandelsteig-Prod als ein Luxusgebäck, bei Gelegenheiten des Freuden- und Dankfestes eingeführt, das man beging, als eine durch Mißwachs und Theuerung eingetretene Hungersnoth in Ostpreußen ihr Ende erreicht, und man wieder in günstigere Lebensverhältnisse kam. So lange sich zurückdenken läßt, haben die ostpreussischen Hausfrauen diesem Gebäck ihre besondere Gunst geschenkt, und sie rechnen es sich meist noch heute zur Pflicht und Ehre, es eigenhändig als Nachwerk für den Teller am Weihnachtsabend oder für die Gasttafel der Feiertage herzustellen.



Marquis-Ring mit Brillanten und Rubinen.



Goldene Profäce mit einem Scarabäus.



Kollier mit Scarabeen in Goldfassung.



Goldenes Armband mit einem Scarabäus.

### Erzeugnisse der Hanauer Schmuck-Industrie.

baden läßt. Die Marzipan-Fabrikation im Großen, wie sie heute vorkommt, hat unabweisbare Aenderungen in der altherkömmlichen Zubereitungs-Methode zu Wege gebracht, weshalb man wohl mit Recht behauptet, der gekaufte Marzipan weiche im Geschmack wesentlich von dem sogenannten selbstgebackenen ab. Es ist ersterer keineswegs mit solchem Urtheile benachtheiligt; es werden vielmehr, seitdem die Zuckerbäckerei auf so bedeutender Höhe steht, durch die modernen Erzeugnisse der Marzipan-Fabrikation Auge sowohl als Gaumen, — um einen Ausdruck unserer Altvorderen zu gebrauchen, — nicht nur „vergnügt“, sondern sogar sehr verwöhnt. Manche „selbst-badende“ Hausfrau wird sich dieser fühlbaren Konkurrenz trotz aller Mühe kaum entziehen können, und manche giebt das Baden daher auch wohl bereits vollständig auf. Diejenigen jedoch, die dieses Weihnachtsgebäck, — welches übrigens auch zu anderer Jahreszeit gut schmeckt, — noch selbst fabriciren wollen, finden zwar in jedem vollständigen Kochbuche ein brauchbares Recept, das ihnen vorschreibt, ein gleiches Gewichtquantum von Zucker und feingeriebenen oder mit Rosenwasser gestöhnen Mandeln zu einem unglücklich geschweidigen Teige zu verbinden, damit dieser sich bequem und ohne zu bröckeln, ausrollen und austrecken läßt; doch sei in diesen Zeilen hervorgehoben, daß man diese Geschmeidigkeit und Weichheit des Mandelsteiges am besten durch ein mit Sorgfalt ausgeführtes Abrollen herbeiführen kann. Man versteht darunter das Erwärmen jener beiden Bestandtheile, — des Zuckers und der Mandeln, in einem nicht im geringsten fettigen Gefäße, — am besten einer Casserole mit rundem Boden, — über Kohlen- gluth oder auf der warmen Herdplatte und zwar bis der Teig, ähnlich wie ein Brandteig zum Pudding oder Auflauf, — unter fortwährendem Rühren zu dampfen anfängt und sich vom Gefäße völlig löst. Dieses Abrollen, das in Altpreußen häufig auch als „Brähen“ bezeichnet wird, erhöht bedeutend die Qualität des

Marzipans, wie jeder Kenner zur Genüge weiß. Es macht ihn nicht nur geschmeidig und zum Formen geeigneter, sondern er wird auch zarter und läßt sich länger frisch. Beim Zusammenbringen des Mandelsteiges durch Stößen im Mörser allein, — wie vielfach geschieht, — wird der Marzipan weit eher trocken und hart. Beim Marzipan mit Rand, dem sogenannten Königsberger, soll nur dieser letztere gebräunt erscheinen. Es empfiehlt sich daher, die einzelnen Stücke da, wo der Zuckerzug darüberkommt, und er mit der Frucht-Garnitur belegt werden soll, während des Abrollens im Ofen oder unter dem Tortenpfaunen-Deckel mit weißem Zuckerpulver zu belegen, wobei man, je nach der Form der einzelnen Marzipanstücke, die Blättchen genau passend zurechtschneiden muß. Marzipan von zweifelhafter Qualität wird meist mit Kartoffelmehl oder ähnlichen, das Gewicht des Backwerkes widerrechtlich vermehrenden Substanzen verlegt. Nicht nur an seinem feinen, eigenartigen Geschmacke büßt es aber durch diese Fälschung ein, sondern verliert, streng genommen, auch die Berechtigung, — Marzipan zu heißen, da man nur einem aus verälfhem, reinem Mandelsteige hergestellten Gebäck diesen Namen zubilligen darf! —

K. Gysin v. I.

# Gärtnererei.

Kampend auch im Einzelnen verboten.

Die Topf-Obstbaumzucht. — Die Cultur der Obstbäume in Töpfen wurde von den Japanern schon seit uralten Zeiten gepflegt. Holländische Gärtner führten dieses Verfahren von Japan aus in Europa ein, wo es aber wenig bekannt wurde. Erst nachdem Diehl seine „Anleitung einer Obst-Orangerie in Scharfen“ (Frankfurt 1804) herausgab, erwachte einiges Interesse für diese Cultur.

Auch heutzutage findet man, obwohl fast jede größere Baumschule Topf-Obstbäumchen mit in den Handel führt, nur hin und wieder eine hübsche Collection dieser Bäumchen in den Herrschaftsgärten, so besonders in den Gärten der Villen Hamburgs; aber eine allgemeine Beliebtheit hat sich diese unterhaltende Cultur noch nicht erworben, obwohl dieselbe gerade für Leute, welche nur ein kleines Gärtchen oder auch nur einen sonnig und geschützt gelegenen Hofraum im Besitze haben und nebenher Lust und Liebe zum Obstbau hegen, eine erfreuliche Beschäftigung ist. Auch für unsere Damen ist diese Cultur eine geeignete Liebhaberei, da sie in ihrer Ausführung absolut keine Schwierigkeiten bietet, und die mit Früchten behangenen Topf-Obstbäumchen gleichfalls als Zierde für den Salon oder auch Speisesaal sich außerst reizend ausnehmen. Bei Verwendung der Bäumchen zur Tafel-Decoration genießen die Gäste die Freude, sich das Obst selbst frisch vom Baume pflücken zu können. Eine Decoration, wie sie häufiger für einen Speisesaal wohl kaum gedacht werden kann.

Die Behandlung der Topf-Obstbäume ist eine sehr einfache, abgesehen von der Cultur in einem Glashaufe (Obsttreiberei), dessen Beschreibung wir unerwähnt lassen, da hierin nur der geschulte Gärtner, scharflich aber ein Laie etwas Nützliches leistet. Ebenso überläßt man die Anzucht der jungen Topf-Obstbäumchen besser dem Berufsgärtner, da auch hierin der Laie doch nur Unvollkommenes liefern würde. Dieser beschränkt sich lediglich auf die Pflege der Bäumchen, welche wir nachstehend erörtern wollen. Die beste Form für Topf-Obstbäumchen ist die Pyramide und die Buisform, weniger vorthellhaft ist die Palmette.

Besitzt man einen Garten oder auch nur einige geschützte und sonnig gelegene Beete, so sent man im Frühjahr die Bäumchen bis an den Topfrand in die Erde, indem man in dieselben vorher unterhalb des Topfes mit der Hand eine muldenförmige Vertiefung gemacht hat, um die Regenwürmer zu verhindern, in den Topf hineinzukriechen. Auch einige große Scherben, unter den Topf gelegt, thun dieselben Dienste. Diese Anstellung verhindert das plötzliche Austrocknen des Ballens, gekollert dem Baum, mit seinen Wurzeln durch das Abzugloch, welches zu diesem Zwecke etwas vergrößert werden kann, hindurchzuwachsen, um ungehindert aus dem lockeren Boden außerhalb des Topfes sich Nahrung herbeizuholen.

Die Entfernung der Bäumchen muß so bemessen sein, daß Luft und Licht genügend Zutritt zu den Kronen und Früchten haben. Steht nur ein gepflasterter Hofraum zur Verfügung, welcher geschützt und sonnig gelegen ist, so nimmt man eine 40 bis 50 Cent. hohe Bretterkiste, deren Länge und Breite von der vorhandenen Zahl Topf-Obstbäumchen abhängt, füllt diese mit gestrichelter Steintohlen-Asche und setzt in dieselbe, ebenfalls mit genügendem Abstände, die Töpfe ein.

Vor etwaigen Nachtfrösten sind die Bäumchen während des Frühjahres, besonders zur Zeit der Blüthe, durch entsprechende Schuttbearbeitungen zu sichern.

Die Gefäße dürfen für die jungen Bäumchen nicht zu groß sein. Töpfe von 20 bis 30 Cent. Durchmesser genügen zu Anfang vollkommen. Hauptfache ist, daß dieselben gut gebrannt und möglichst von gleicher Größe sind, da dieses zur Schönheit der Anstellung wesentlich beiträgt. Auch Wasen, ferner viereckige und runde Kübel für ältere Pflanzen, können, je nach Liebhaberei, verwendet werden, jedoch ist stets darauf zu achten, daß alle diese Gefäße mit genügendem Wasserabzuge versehen sind. Vom Beginn der Vegetation bis zur Ausbildung der Früchte gieße man reichlich, besonders die Birnbäumchen. Auch ist ein allabendliches Neberspritzen bis zur Färbung der Früchte, mit Ausnahme der Blüthezeit, den Bäumchen sehr dienlich, indem man hierdurch das Wachsthum wesentlich fördert und die starke Entwicklung schädlicher Insecten, besonders der Blattläuse, verhindert. Während der Winterruhe dagegen wird nur wenig gegossen.

Eine wöchentliche Jauche-Düngung im Sommer ist zur Erlangung gut ausgebildeter Früchte fast unerlässlich. Man nimmt hierzu 1/2 Kilo Guano, welches in 30 Liter Wasser aufgelöst wird, falls man nicht die Jauche von Schaf-, Kuh- oder Abtritts-Dünger gebrauchen will. Es ist nicht rathsam, öfter als allwöchentlich zu düngen.

Sobald die Bäumchen, trotz des Düngens, keine kräftige Vegetation



Samariterdienst im Walde. Von W. Zehme. — Siehe Seite 214.

mehr zeigen, wird das Verpflanzen vorgenommen, und zwar im Herbst nach der Ernte, in der Regel alle 3 Jahre. Der Wurzelstumpf und alle kranken Theile der Wurzel werden sorgfältig mit einem scharfen Messer entfernt, der ganze Ballen durch Lockerung der Erde mit einem Hölzchen etwa um 5 Cent. verkleinert und hierauf in einen 10 Cent. größeren Topf, resp. Kübel, als der vorherige, gesetzt. Als Erdmischung nimmt man lehmreiche Gartenerde, welche zur Hälfte mit völlig verrotteter Kuhmist-Erde oder auch guter Mistbeet-Erde versehen ist. Um diese Mischung porös zu erhalten, thut man noch etwas Flußsand hinzu. Kräftiger Dünger darf nicht verwendet werden, da hiervon leicht die Wurzeln faulen. Der Boden der Gefäße muß genügend mit Scherben belegt sein, damit eine ordentliche Entwässerung des Ballens stattfinden kann.

Die Ueberwinterung der Bäumchen geschieht entweder in einem frostfreien, hellen Raume, oder man topft sie aus und gräbt die Ballen an einem geschützten Orte in die Erde, wo die Bäumchen vor strenger Kälte noch durch Nadelstreu, Stroh und dergl. geschützt werden. Bei gelinder Witterung ist diese Bedeckung zu lüften.

Nach der Frühling, so befreit man allmählig die im Freien überwinterten Bäumchen von ihrer Bedeckung, um sie nach und nach an die Luft zu gewöhnen, topft sie wieder ein und wärmt die Stämme, Äste und Zweige mit einer Abdeckung von Kalk, Schwefelblüthe und Tabakstengeln, um etwaiges Anzeigeln zu vernichten, wonach man sie wieder an ihren Standort bringt.

Es ist selbstverständlich, daß gerade auf die Pflege der Früchte große Sorgfalt gelegt werden muß, denn erst die schön und vollkommen entwickelten Früchte zieren das Bäumchen und machen es zur Zimmer-Decoration werthvoll. Mehr als 5 bis 6 Früchte dürfen zu Anfang an einem Baume nicht gelassen werden; man kann diese Zahl von Jahr zu Jahr verdoppeln, doch ist es nicht zu empfehlen, mehr als 30 Früchte an einem Baume zu lassen. Die Zweige und Äste müssen bei zunehmender Schwere der Frucht unterstützt, oder auch die Frucht selbst auf kleine Fruchtträger gelagert werden, wodurch sie bedeutend an Größe zunimmt, da der Saft nun ungehindert durch den Stengel in die Frucht hineinströmen kann, was bei der herabhängenden Lage und der Klümmung des Stengels nicht der Fall war. Zum Schutze gegen Insecten ist ein Umhüllen der Früchte mit Gaze-Netzen und Aufhängen von Wespen-Fanggläsern sehr zu empfehlen. Bei recht rothbackigen Kerpeln möchten wir noch eine beliebte Spielerei erwähnen, nämlich das Umgeben der Früchte mit einer entsprechenden Schablone, welche einen Namenszug, Buchstaben, eine Verzierung oder Zeichnung enthält. Da, wo die Schablone durchschnitten ist und die Sonnenstrahlen Zutritt zu der Frucht haben, färbt sich deren Schale schön roth, während sie auf den von der Schablone bedeckten Stellen grün gefärbt bleibt, wodurch die Zeichnung deutlich auf der Frucht hervortritt.

Der Schnitt ist für die verschiedenen Obst-Arten natürlich ein verschiedener. Um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu überschreiten, beschränken wir uns auf die allgemeinen Grundregeln des Schnittes, da es überhaupt schwer ist, ohne praktische Demonstration Jemandem den Baumschnitt begreiflich zu machen.

Im Frühjahr schneidet man die Leit-Ärte, je nach Stärke des Baumes, auf 2 bis 3 Augen zurück und zwar auf ein gut entwickeltes und nach außen gerichtetes Auge. Den Verlängerungsast, je nach Stärke, auf 3 bis 5 Augen jährlich, abwechselnd bald auf ein rechtsseitiges, bald auf ein linksseitiges Auge, um ein

Schießwachsen durch einseitiges Schneiden zu verhindern. Ende Juli oder Anfang August kneift man den aus dem Schnitte sich entwickelnden seitlichen Leit-Ärten die Spitze bis auf 5 bis 7 Augen ab, alle anderen, während des Sommers sich entwickelnden Neben-Ärte werden schon im Juni bis auf das dritte Blatt abgetrennt. Dieses Abkneifen, welches nie auf einmal, sondern nach und nach vorgenommen werden muß, hat den Zweck, die stehengebliebenen Augen zu kräftigen, damit sie sich zu Frucht-Augen umbilden. Das Fruchtholz wird nicht geschnitten, es müßte denn sein, wie beim Kernobste, daß es zu lang wird.

Außerdem hat man darauf zu achten, daß durch den Schnitt die Form erhalten bleibt und Luft und Licht genügend Zutritt zu der Krone haben.

N. von Drahten.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Leinöl-Flecke.** — Würde mir wohl eine Mitleserin sagen können, wie man Leinöl-Flecke aus Wäsche entfernt?

Dora S. in S.

**Flecke auf Kupfer.** — Wie entfernt man von dem Fassin einer kupfernen Hängelampe schwarze Flecke, welche dadurch entstanden sind, daß das Mädchen, trotz ausdrücklichen Verbotes, das Fassin einmal anstatt nur mit einem weichen, trockenen Lederlappen mit Pappulver abgerieben hat? Alle bisher angewandten Mittel blieben erfolglos. Irene, alte Abonnentin in S.

**Seidenbau.** — Wo erhält man zum Behufe einer statistischen Zusammenstellung über die Seiden-Cultur Europas, nähere Daten über die Productions-Verhältnisse Deutschlands? Th. M. in G.

**Prager Schinken.** — Wie werden die weltberühmten Prager und Westphälischen Schinken gepöfelt oder gebeizt? Mehrere Abonnentinnen.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Holzwerks-Vorlagen (192).** — Eine Anleitung zur Herstellung von Arbeiten aus Ästen und Zweigen ist gedruckt noch nicht erschienen, es bleibt die Vorfertigung derartiger Gegenstände dem eigenen Geschick überlassen.

**Eau de Cologne (176).** — Es giebt unzählige Vorschriften zur Herstellung des kölnischen Wassers, denn die Tage sind längst vorüber, wo seine Anfertigung ein undurchdringliches Geheimniß war, und die Eau de Cologne ausschließlich in Köln, zunächst von der Schwester Maria Clementine Martin im Kloster, dann auch vom Italiener Johann Maria Farina bereitet wurde. Jetzt wissen Apotheker und Droguisten allerorten eine mehr oder minder gute Eau de Cologne zu destilliren, ja vielen Damen macht es gleich Ihnen ein Vergnügen, sich ihren Bedarf an kölnischem Wasser selbst anzufertigen. Eine Destillation ist nicht einmal notwendig, obwohl

dadurch sofort eine innigere Verbindung des Spiritus mit den wohlriechenden Oelen erzielt wird; man kann schon durch einfache Mischung ein sehr gutes kölnisches Wasser herstellen, das einen kräftigen und doch milden Duft besitzt und ebenso erfrischend und kühlend, wie anregend wirkt. Bei der Bereitung kommt es neben dem richtigen Verhältnis der Wohlgerüche zu einander, hauptsächlich auf die Güte der Zutaten an; besonders ist es gerathen, nur den besten Spiritus, wozüglich Weinsprit, zu verwenden. Folgende Vorschriften kann ich Ihnen bestens empfehlen: Man löst 4 Gr. Citronenöl, 1 Gr. Orangenblätternöl (Petitgrain-Öl), 5 Gr. Bergamottöl, 2 Gr. Lavendelöl in einem Liter Spiritus auf und fügt dann 2 Gr. Rosmarinöl und 1 Gr. Orangenblüttenöl (Neroli-Öl) bei. Nachdem die Mischung gut verfort acht Tage an einem warmen Orte gestanden hat, setzt man langsam unter beständigem Umschütteln feines Rosenwasser hinzu; wenn sich hierbei keine Trübung bemerkbar macht, kann man ungefahr 1/10 Liter verwenden, sonst weniger. Unmittelbar nach dem Mischen lassen sich noch einzelne Nichtstoffe unterscheiden; je länger aber die Eau de Cologne an einem kühlen Orte aufbewahrt wird, um so mehr durchdringen sie sich und bringen dann durch das harmonische Zusammenwirken der verschiedenen einzelnen Düfte jenen gemeinsamen Wohlgeruch hervor, der auf die Nerven so angenehm wirkt. Ein zweites von P. Fischer empfohlenes Rezept ist das folgende: In 500 Theilen bestem Spiritus werden 30 Th. Bergamottöl, 30 Th. Citronenöl, 7 1/2 Th. Lavendelöl, 5 1/2 Th. Rosmarinöl und 2 1/2 Th. Neroli-Öl aufgelöst. — Ein drittes Rezept mit Roschus setzt sich zusammen aus: 9 Gr. Citronenöl, 5 Gr. Bergamottöl, 1 1/2 Gr. Lavendelöl, 1 1/2 Gr. Neroli-Öl und 1 Gr. Rosmarinöl und 6 Tropfen Roschus auf einen Liter Spiritus. — Nach anderen Anweisungen kann man noch Pfefferminzöl, Klettöl, Thymianöl, Zimmetöl tropfenweise hinzusetzen. Alle diese wohlriechenden Wasser gewinnen durch die Länge der Zeit an Feinheit und Kraft. Beim Füllen in kleine Flaschen ist es gerathen, die Eau de Cologne durch Föschpapier oder Baumwolle zu seihen. M. A. Wesel.

### Rathschläge.

**Rosen-Bowle.** — Um einer Bowle ein hochfeines Aroma zu geben, empfiehlt sich die Verwendung der so beliebten Rosen Marochal Niel. Diese zartgelben, theerdunstenden Blüten theilen, in Wein gelegt, diesem nach 10 bis 15 Minuten ihren köstlichen Wohlgeruch mit. Man rechnet 3 Rosen auf 2 Flaschen Wein. G. P.

**Punsch à la Demidoff.** Man löst 1/4 Kilo weißen Randsüß-Zucker und ein Stückchen gewöhnlichen Zucker, auf welchem man das Gelbe einer Citrone abgerieben hatte, in einem äußerst sauberen Kesselfchen mit einem Liter kochenden Wassers völlig auf und gießt diesen Zuckersyrup dann in eine Punschbowle, um ihm sogleich den Saft von 2 Citronen und einige Eßlöffel eingekochten Pflirsichsaft, nebst 2 Flaschen Rhein- und einer Flasche weißen Bordeaux-Wein zuzusetzen und dies Alles über einer Spiritusflamme gehörig zu erhitzen. Hieraus brennt man eine Flasche Jamaica-Rum über Zucker darin ab, gießt 1 Flasche Champagner dazu, rührt Alles mit einem Punschlöffel gut um und servirt die Bowle.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beilblätter und ein Modenbild.